P. o germ
70.

P. O germ
70.

Baczko

<36628374850013 S

<36628374850013

E

Bayer. Staatsbibliothek

Lit. Germ. eleg.

Bacz. p.

Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten.

Gesammelt und bearbeitet

von

L. v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Ruffschen Verlagshandlung,
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es gehört in der That zu den sonderbaren und widersprechenden Erscheinungen, daß in einem Zeitalter, worin so viele Menschen sich, um ihrer Sinnlichkeit und dem Lebensgenuß ganz zu fröhnen, über Pflicht und Gewissen, alles Heilige und Ehrwürdige hinwegsetzen, Gespenster-, Zauber- und Teufelsgeschichten eine Lieblingslektüre sind. Sollte vielleicht dieses Streben des menschlichen Geistes, sich mit dem Uebernatürlichen, wovon wir doch unmöglich vollständige Begriffe erreichen können, zu beschäftigen, nicht selbst ein leiser Fingerzeig seyn, wodurch unsre Seele uns selbst durch eine uns nicht deutlich bewußte Idee andeutet, daß wir für etwas mehr, für etwas Höheres bestimmt sind, als der in dieser armseligen Hülle eingekerkerte Geist hier faßt und begreift? Oder, da es wohl dem

Menschen die höchste Würde giebt, Moralität als den ersten Zweck zu verfolgen: so scheint vielleicht bei allem Gräßlichen dieser Geschichten doch ein gewisses angenehmes Gefühl dadurch zu entstehen, indem man uns berichtet, daß da, wo keine Strafe den Frevler hienieden erreicht, dennoch eine strafende Gerechtigkeit, selbst über die Gränzen der Körperwelt, die verletzte Moralität ahndet. — Weit bin ich entfernt, hierdurch dieser Art von Geschichten das Wort reden zu wollen, die ich bloß darum niederschrieb, weil ich zu meinem eigenen und meines Verlegers Vortheil wünschte, daß auch, was ich schrieb, abgesetzt und gelesen würde; und daher stimmte ich in diesen Ton ein.

Der Stoff gehört mir ursprünglich nicht an. Ich habe ihn theils aus Chroniken, so wie gleich den Gedanken zu der ersten Legende aus Hennebergers Erkärung der alten preußischen Mappen oder Landtafel, bei den übrigen zum Theil aus mir mündlich mitgetheil-

ten Erzählungen entlehnt. Da aber dieser Stoff oft höchst ärmlich war, so habe ich ihn bloß als einen Funken betrachtet, der meine Phantasie entzündete, und dieser daher bei Bearbeitung des Ganzen ungehindert freien Lauf gelassen. Die Namen wählte ich, wie es mir einfiel; daß ich aber die Namen mancher, in dem Zeitpunkte, worin sich die Begebenheit zutrug, lebender Personen, wie den des Doktor Polyander einschaltete, hatte wohl in meiner Liebe zur Geschichte den Grund, und da ich keinen dieser Genannten von einer schlechten Seite schilderte, so werden es mir ihre Manen hoffentlich verzeihen.

Die Begebenheiten fügte ich dergestalt zusammen, daß die darin liegende Moral von selbst ins Auge springt; denn ich wünschte, durch diese größtentheils schauerlichen, vielleicht selbst gräßlichen, Geschichten den guten Zweck herbeizuführen, daß derjenige, der nun einmal aus Liebe zu dem allweisen und gütigen Vater, und aus Achtung für alles Schöne,

Gute und Edle, nicht jedes Gute, selbst mit eigener Aufopferung, zu thun bereit ist, wenigstens aus Sklavenfurcht vor Horn und Klauen des höllischen Büttels oder Henkers, und durch die Erinnerung an die hier dargestellten schrecklichen Folgen mancher Unthat zur Unterlassung des Bösen bestimmt werden möchte. Wäre ich in der That so glücklich, diese Absicht zu erreichen, so hätte ich diesen Beitrag zur Modelektüre auch zu einem bessern und nützlichern Zwecke geliefert.

Die

Geisterbeschwörer.

Eine Legende.

Das Kloster der grauen Mönche zu Königsberg war erbaut. Die päbstliche Bulle, auf welche sie gestützt hiezu Almosen sammelten, hatte freilich manche fromme Seele zur milden Spende veranlaßt; weil aber auch um die nämliche Zeit Luthers Lehre in Preußen überall Eingang gefunden hatte, so wurde auch von den guten Ordensbrüdern bei ihrem Terminiren nicht selten Spott und Hohn statt der Almosen eingeerntet, und sie wurden endlich von den stürmenden Volkshaufen aus ihrem Kloster vertrieben. Nachdem einmal der Anfang gemacht, jede vormals ehrwürdige Schranke durchbrochen war, widerfuhr allen Klöstern das nämliche Schicksal; mit Ausnahme des Franziskaner Klosters in der Mönchenstraße auf dem Steindamm gelegen. Das alte Gebäude mit den dicken, von der Zeit geschwärzten Mauern, den kleinen Fenstern mit runden Scheiben, dem engen düstern Kreuzgange, auf wel-

chem ein Mönch, in der Mahlerei wohl bewandert, die letzten Stunden verschiedener Heiligen, die unter gräßlichen Martern starben, abgebildet hatte, die kleine zum Theil baufällige Kirche, worin die Zeit und der Dampf so vieler Kerzen und Lampen die Wände mit einem düstern Grau überzogen hatten, gaben diesem ganzen Kloster ein schauerliches Ansehn, so daß auch derjenige, welcher mit feindseligem Gemüthe hineintrat, von einem besondern Schauder oder Grausen überfallen wurde. Noch größere Achtung aber verschaffte ihm der Lebenswandel der Mönche, die das Gelübde der Armuth nicht allein abgelegt hatten, sondern es auch treulich hielten, und hierdurch auch bei dem, der ihnen nicht zugethan war, wenigstens doch Ansprüche auf Schonung und Mitleid besaßen. Doch schien ihr Zustand mit jedem Tage bedenklicher zu werden. Sie durften es nicht mehr wagen, um Almosen anzusiehn; höchst selten wurde von ihnen eine Messe begehrt, und oft wurden ihnen selbst von den Vorübergehenden harte Scheltworte zu Theil.

Pater Antonius der Guardian nahm dieses besonders sehr zu Herzen. Er, ein hochge-

jährter Mann, hatte zuvor seine theologischen und philosophischen Studia zu Krakau vollkommen vollendet; hatte aber, da er einst zur Wahl eines Ordensgenerals nach Rom geschickt wurde, und sowohl dort, als zu Bononien und Padua eine Zeitlang verweilte, eine nicht geringe wissenschaftliche Nachlese gehalten. Besonders war er am letzten Orte mit einem Ordensbruder, Namens Agapetus, wohl bekannt geworden, und weil er diesem bei der Generalswahl seine Stimme gegeben hatte, so wurde solcher, dem, wenn er auch gleich nicht die Würde des Generals erhielt, doch die ihm dadurch erwiesene Ehre schmeichelte, dem guten Antonius besonders dafür zugethan, und gab ihm zur Dankbarkeit Unterricht in manchen geheimen Wissenschaften. Antonius, der nichts Bedenkliches in der weißen Magie fand, weil alles mit Gott und den Heiligen geschah, faßte den erhaltenen Unterricht gar wohl, brachte manche magische Bücher aus Welschland mit, erhielt auch auf sein fleißiges Forschen noch manche solcher Bücher mitgetheilt, die in Klöstern seines Ordens noch von Alters her aufbehalten waren. Ueber solchen Büchern saß er oft ganze Tage lang mit großem Fleiß. Auch

hatte er ein feines Sehrohr, wodurch er bei gestirntem Himmel die Planeten beobachtete und manche bedenkliche Weißagungen niederschrieb. Die Brüder seines Ordens, besonders die seines Klosters, wurden dadurch sehr aufmerksam und Pater Donus, so wie Pater Felix, beides gelehrte Männer, suchten an solcher verborgenen Wissenschaft Antheil zu erhalten. Der Guardian verweigerte ihnen dieses nicht, gab ihnen den gebührenden Unterricht, und zwar um so fleißiger, da er ihnen vorher verkündete, daß sein Leben hier auf Erden nicht mehr lange dauern würde, indem er überzeugt sey, zur himmlischen Freude einzugehen, ehe noch die Trübsale, welche ihm die Sterne vorher verkündigten, über seinen Orden und Preußen völlig eingebrochen wären.

Da nun die Väter eines Tages bei den Büchern saßen, erblickten sie unter denselben ein großes Buch, welches an einer eisernen Kette wohl befestigt und mit drei Schlössern verwahrt war. Auf ihre Anfrage erklärte ihnen der Guardian, daß dieses der Höllenzwang des berühmten Doctor Faust, ein abscheuliches und gar verwerfliches Buch, wäre, welches er blos darum aufbewahre, weil zwischen

der weißen Magie, die eine Verbindung mit den guten Geistern oder Dämonen suche, und der schwarzen Kunst oder Zauberei, durch welche man mit den bösen Geistern in Verbindung komme, oft nur eine schmale und leicht zu überschreitende Gränze sey, und darum werfe er auch zuweilen einen Blick in den Höllenzwang; nicht um sich dessen zu bedienen, sondern gleichsam wie in einen Spiegel, worin er das Böse erblicke, um solches nachher desto sorgfältiger zu vermeiden. Gerade als sie in diesem Gespräche waren, hörten sie ein wildes Geschrei und Getümmel, worüber Alle, besonders aber der Vater Antonius, sich nicht wenig entsetzten. Dieser wurde ganz bleich und bekam ein solches Zittern, daß er kaum von seinem Sessel aufzustehn vermogte; denn schon seit einigen Tagen hatten sich allerlei wunderliche Gerüchte verbreitet, wie nämlich wilde Rotten, von den Prädikanten aufgereizt, umherzögen, und nicht ohne große Mühe abgehalten würden, in Kirchen und Klöstern Unfug zu treiben. Daher hielt man auch das Franziskaner Kloster wohl verschlossen, und selbst das Kirchlein, wenn darin nicht Gottesdienst statt fand. Nun aber hörten sie ein großes Getöse und Vater Formo-

sus, der Sakristan, kam herzugelaufen und verkündigte mit Entsetzen, wie der wilde Haufe mit Hebebäumen die Thüre der Kirche zu erbrechen suche. Darüber sank Antonius ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück, und ehe noch die ehrwürdigen Väter einen Rath fassen konnten, hörten sie mit wildem Jubelgeschrei den Zug den langen Klostergang hinanstürmen. Antonius schlug noch einmal die Augen auf, als er aber unter den Ersten, welche zur Thüre hineintraten, den Layenbruder Fulgentius gewahrte, der schon das Ordenskleid von sich geworfen, eine Jacke angezogen und ein Barett auf den Kopf gesetzt hatte, wogegen Einer der Aergsten, der mit ihm die Kleidung getauscht, und das Mönchskleid angelegt hatte, in demselben allerlei Unfug trieb; so bekam der ehrwürdige Guardian heftige Zuckungen und gab den Geist auf.

Der Anblick des Sterbenden machte doch ein Entsetzen rege. Auch war in der Zelle nichts, was die Raubgier hätte reizen können. Daher zogen die Klosterstürmer davon und ließen die Mönche bei dem entseelten Leichnam stehen, verließen auch in Kurzem das Kloster. Donus, der von Allen der Muthigste war, wagte

sich zuerst aus der Zelle. Ueberall hatte man wild gehauset. Als er aber in die Kirche trat, die Altäre zerbrochen, die Bilder der Heiligen schändlich verstümmelt, die heiligen Gefäße geraubt fand, da konnte er sich des Jammergeschreies nicht enthalten. Die übrigen Mönche, welche hinzuliefen, stimmten bald darin ein; nur der einzige Formosus schien einigen Muth zu fassen. In dem Kloster, sagte er, ist einmal nicht unser Bleiben, die Speisekammer zusammt dem Keller sind rein ausgeleert, in unserm Ordenshabit dürfen wir uns nicht einmal auf der Straße zeigen, vielweniger wird man uns Almosen reichen. Als die Mönche dieses hörten, schlugen sie an ihre Brust, und hoben ein Miserere so laut als erbärmlich an. Da sich aber ihr Jammer gestillt hatte, fuhr Formosus fort: was ist zu thun, lieben Brüder? Die Kirche ist profanirt, die Fenster und Thüren sind überall zerschlagen, überdem treibt uns der Hunger aus dem Kloster; laßt uns also noch das letzte gute Werk thun, welches hier in unsern Kräften steht und den Leichnam des ehrwürdigen Guardians zu seiner Ruhe bringen. Ich aber will, wenn es ganz dunkel ist, mich in die Stadt schleichen, und weil ich beim Ter-

niniren mit manchem ehrbaren Bürger gute Freundschaft geschlossen habe, so will ich versuchen, ob ich nicht Einen oder den Andern dahin bewege, uns in sein Haus aufzunehmen.

Solcher Vorschlag gefiel Allen gar wohl, und nachdem sie den Bruder Antonius in die Gruft, welche sich unter der Kirche befand, hinabgetragen, und ihr Gebet bei demselben verrichtet hatten, gingen sie in die Zelle des Verstorbenen, die einzige, die noch unverwüstet war. Dort brachten sie den Rest des Tages ohne Speise und Trank hin, weil in dem geplünderten Kloster nicht ein Bissen Brod anzutreffen war; und als die Nacht hereinbrach, sie aber kein Licht oder Lampe hatten, so stieg ihre Betrübniß und ihr Grauen um so mehr. Formosus aber sprach ihnen guten Muth ein, und trat, als es dunkel geworden war, seine Wallfahrt an. Die Mönche saßen indeß einer neben dem andern, einer weinte, ein anderer betete, und bei Donus, der immer nicht zu den eifrigsten und frömmsten gehört hatte, stieg bereits der Gedanke auf, sich ganz für das Lutherthum zu bekennen. Plötzlich überfiel sie ein unerwartetes Entsetzen, Einer drängte sich an den Andern, als sie auf dem Tische, worauf

die Bücher lagen, ein blaßgelbes Licht bemerkten, welches aber, als sie sich mit dem Kreuze bezeichneten, schnell wieder verschwand. Bald darauf hörten sie auch Tritte im öden Kreuzgange, aber ihr Grauen machte der Freude Platz, als Formosus mit einer Leuchte in der Hand hereintrat, nebst zwei Männern, die einen großen Korb trugen. Anfänglich erkannten sie ihn nicht, weil er weltliche Kleidung an hatte. Er aber hieß sie frohen Muths seyn, langte Wein, Fleisch und Brod aus dem Korbe und setzte es ihnen vor. Das ließen sie sich denn wohl schmecken; er indeß theilte jedem ein weltlich Kleid zu, indem er ihnen sagte, daß, wenn sie nicht gesteinigt seyn wollten, sie solches so fort anlegen müßten. Donus ließ sich dazu nicht lange nöthigen, Felix aber erklärte, daß er lieber sterben, als seiner Ordensregel entsagen wolle. Darum bat er, daß man ihm nur einen Mantel und ein Barett leihen möge. Wenn er dieses angelegt, hoffe er unerkannt aus der Stadt zu schleichen, des Nachts hindurch zu wandern, des Tages über sich zu verbergen, und auf diese Weise, weil er des Weges gut bekannt war, Braunsberg zu erreichen. Formosus räumte indeß in der Zelle auf,

warf die Bücher in den Korb, und als er eine Schublade, die unter dem Tisch war, aufzog, fand er darin allerlei seltsame Instrumente und magische Siegel, die er nebst einem Bündel Schlüssel, dem Sehrohr und der Himmelskugel an sich nahm, und nachdem er und Donus dem guten Felix, der von seinem Vorhaben nicht abzubringen war, eine glückliche Reise gewünscht hatten, gingen sie alle aus dem Kloster davon.

Das Haus aber, wohin sich nun Formosus und Donus wandten, war ein Gasthaus, und weil Wilibald, der Wirth, zwei feine mannbare Töchter hatte, so sprachen viele junge Gesellen dort ein, die wacker zechten und oft bis spät in die Nacht hinein allerlei Kurzweil trieben. Den beiden Fremden aber gab Wilibald eine eigene Kammer, und pflog mit ihnen Rath, wie sie künftighin ihr ganzes Wesen einrichten sollten. Er selbst hatte sich zu Luthers Lehre bekannt, rieth ihnen daher ein Gleiches zu thun, den Klosternamen abzulegen, zu freien, und irgend ein bürgerlich Gewerbe zu treiben. Keiner war dazu williger als Formosus, der schon während seines Mönchstandes in diesem Hause aus und eingegangen war.

Dieser sagte sofort, er wolle sich Formhold nennen, und wenn ihm Wilibald seine älteste Tochter Maria zum Weibe geben wollte, so sey er einige hundert Mark zur Anlegung eines Gasthauses herbeizuschaffen bereit. Wilibald versprach die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und ging hinab zu seinen Gästen. Da trat der nun sogenannte Formhold vor Donus und sprach: Woher so in Sorgen? Mach's so wie ich, vereheliche dich mit Margaretha, der zweiten Tochter unsers Wirths, und zum Beweise, daß ich's gut mit dir meine, will ich dir auch etwas von meiner Beute verehren. Da ging er an den Korb, wickelte die darin liegende Kutte auseinander, holte einen silbernen Kelch hervor, reichte ihm demselben dar und als er merkte, daß Donus sich darüber entsetzte, fuhr er fort: Ich müßte doch wohl ein dummer Sakristan gewesen seyn, wenn ich dem wilden Volke das Kirchengeräthe zur Beute überlassen hätte. Denn sein Treiben gegen die Kirchen und Klöster war mir schon vor einigen Tagen bekannt, und der Guardian, dem ich solches anzeigte, verbarg mit mir einen Theil des Kirchengeräths. Die Erbschaft ist mir nun zugefallen; doch kann ich sie mir allein nicht ho-

len. Dazu fordere ich nun deinen Beistand. Was aber vom Kirchengeräthe noch zum täglichen Gottesdienst vorräthig war, habe ich, als das Volk heranstürmte, zusammengerafft, gut verborgen und jetzt unvermerkt hieher gebracht. Donus hörte das alles mit beklemmtem Herzen, und es war ihm, als ob er noch eine Warnung seines Schutzengels vernehme. Da brachte ihm Margarethe eine Flasche Wein, die ihm Wilibald zum Schlaftrunk zusandte. Formhold hieß sie freundlich willkommen, bat sie den Wein an Donus zu kredenzen, und als solcher ein paar Gläser getrunken hatte, sprach Formhold: was meint Ihr Margarethe, wenn dieser rüstige junge Geselle Euch zum Weibe begehrte; würdet ihr ihn wohl ohne Trost von Euch weisen? Die Jungfrau erröthete und schlug die Augen zu Boden. Da aber trat der Versucher zu Donus, der nun auch nicht länger gegen Fleisch und Blut kämpfte, sondern Margarethen viele schöne Worte gab, so daß diese, wenn der Vater nichts dagegen habe, ihn zu ehelichen versprach. Sie leerten nun die Flasche mit Freuden; Fromhold ließ eine zweite und dritte bringen. Donus versprach, sich fortan Donnersberger zu nen-

nen, und die beiden apostatirten Mönche gingen nun wohlbezecht zu Bette.

Tages darauf gingen sie zu Herrn Polyander, dem Pfarrherrn der Altstadt, bekannten sich öffentlich zu Luthers Lehre, und bewarben sich nun sofort um die Töchter Wilibalds. Der aber war ein alter Schalk und sprach: Wenn ihr Brod habet, so mag's wohl angehen, früher aber nicht. Da sprach Formhold: das Brod verschaffen, laßt meine Sorge seyn. Da aber die Nacht einbrach, nahm Formhold eine Leuchte, und forderte Donnersbergern auf, mit ihm zu gehen und das verborgene Kirchengeräthe zu holen. Es war eine regnige, stürmische Nacht. Sie traten in die Kirche des Klosters; der Wind pfiff durch die eingeschlagenen Fenster, und der Schutt der umgestürzten Altäre knirschte unter ihren Füßen; beide schwiegen und sahen sich ängstlich um, doch verbarg Jeder seine Furcht vor dem Andern. Beide öffneten nicht ohne große Mühe die Leichengruft; sie stiegen hinab, und sahen zu ihrem Schrecken einen Mönch, der vor einem leeren Sarge kniete und betete. Sie wollten fliehen; aber er wandte sich; sie erkannten ihn, denn er rief, wiewohl mit schwacher

Stimme: ich bin Antonius, Euer Guardian! Er winkte, hieß sie näher treten, und sagte ihnen, oft durch Schwachheit unterbrochen, sie hätten ihn, der nur von einer starken Ohnmacht befallen war, in den Sarg, der zufällig vorräthig gewesen, voreilig gelegt, und so lebendig begraben, er wäre erwacht, habe mit großer Anstrengung den Deckel abgestoßen. Angst und Krankheit hätten ihm bald die letzten Kräfte geraubt. Er fühle jetzt des Todes Annäherung, habe sich Gott und den Heiligen empfohlen, und hoffe, was er erlitten, sey zur Strafe für die Vermessenheit, daß er, ein sündiger Mensch, die Bekanntschaft mit seligen Geistern gesucht. Darum sollten sie alle seine Bücher, besonders Faust's — — —. Die Worte vergingen ihm, er sank nieder. Vergeblich war alles Rütteln des Todten, er erwachte nicht wieder.

Formhold eilte in eine Ecke des Gewölbes, hob dort mit Hülfe seines Begleiters eine Steinfliese auf und trug das Kästlein, welches darunter verborgen war, mit ihm davon. Als beide nach Hause gekommen waren, wollte Donnersbergern fast angst werden. Als aber Formhold ihm tüchtig zutrank, und die golde-

nen Monstranzen, Kelche, Patenen, die silbernen Kreuze und Leuchter vorwies, und ihm die lustige Zukunft schilderte, da wurden sie beide frohes Muths, und blieben dem bösen Vorsatze getreu. Mit Wilibalds Hülfe wurde das Kirchengeräthe verkauft, die Hochzeit mit dessen Töchtern froh und lustig gefeiert. Wilibald betrieb die Sache schnell und zwar aus einem besondern Grunde. Bei ihm verkehrte das Hofgesinde vom Schlosse, und das hatte ihn dann unter Bedeuten, wie es ihm und seinen Kindern zu merklichem Nutzen gereichen würde, dahin bestimmt, sich um weltlicher Gunst willen für Luthers Lehre zu erklären, womit aber Frau Brigitta, seine alte reiche Muhme, höchst unzufrieden war, so daß er ihr nebst seinen Kindern nicht mehr vor Augen kommen durfte, obwohl sie ehedem häufig erklärt hatte, daß Niemand als Margaretha, welcher sie ganz besonders zugethan war, ihr Vermögen erben sollte. Brigitta aber war dem alten Glauben sehr ergeben, und hielt die Franziskaner, welche im Vertrauen auf Gottes Hülfe bis auf den letzten Augenblick im Kloster verharret waren, in großen Ehren. Da gedachte nun Wilibald: wenn diese Mönche selbst sich für die neue Lehre

erkären, ihrem Gelübde entsagen und heirathen würden, so dürfte auch Brigitta in ihrem Glauben wankend werden; besonders auf Zureden der abtrünnigen Mönche; sich alsdann selbst für Luthern erklären, und wieder mit ihm und den Seinen aussöhnen. Allein der alte Schalk betrog sich gar sehr. Brigitta blieb der alten Lehre getreu, und gebot, Niemanden aus Wilibalds Hause, am wenigsten die verlaufenen Mönche ihr vor Augen zu lassen.

Vergeblich suchte Wilibald sie zu versöhnen, allein sie blieb auf ihrem Sinn; er aber, weil er schon alt war, beschloß nun sich in Ruhe zu setzen, und trat daher, besonders weil er auch ein Wittwer war, seiner Tochter Margarethe und ihrem Mann die Wirthschaft ab. Von Formhold aber wurde ein neues Gasthaus angelegt. Da dieser alles Muthwillens voll war, den Gästen allerlei Possen vormachte, selbst gerne mit Würfeln und im Brette spielte, oft verlor, so daß seine Gäste nicht selten freie Zeche hatten und noch Geld nach Hause nahmen, so zogen sich alle Gäste zu Formhold, und Wilibalds Haus verlor die bisherige Nahrung. Darüber grollte Wilibald, Margarethe wurde grämlich. Beide machten Donnersbergern,

dem sie die Schuld beimaßen, harte Vorwürfe, besonders durch die Verbindung mit ihm die Erbschaft von Brigitta verloren zu haben, so daß dieser, um ihnen zu entgehen, oft viele Stunden einsam in jener Kammer zubrachte, welche er bei seinem Eintritte in dies Haus bezogen hatte.

Einst saß er dort, als die Dunkelheit schon einbrach, den Kopf auf die Hand gestützt und war allmälich eingeschlummert. Da träumte ihm, ein großer Mann, mit einem Purpurmantel und einer goldenen Krone auf dem Haupte, trete zu ihm, spechend: Was trauerst du, da dir doch große Schätze zu Gebote stehn! Wenn du von hier nach Schaaken reisest, so wirst du an einen Bach kommen, der durch die Haide ins Curische Haff läuft; folgest du diesem, so wirst du an einen Berg gelangen, auf welchem ein altes Gemäuer, zwischen diesem eine hohe Linde steht. Hier stand die Burg eines heidnischen Fürsten der alten Preußen, der vor den Brüdern deutsches Ordens einen großen Schatz von Gold und Silber verbarg, und wenn drei geweihte Priester nach diesem Schatze graben, so werden sie ihn auch erheben. Er stampfte auf die Erde, diese öffnete sich.

Ein Gewölbe kam zum Vorschein, die Decke verschwand, und eine Menge goldner und silberner Münzen, Stangen von Gold und Silber, viel köstliche Harnische und Kleinode lagen über einander gehäuft; da geschah ein heftiger Donnerschlag. Alles verschwand, denn — der Schläfer erwachte. Der Traum aber stand lebhaft vor seiner Seele, er konnte sich eine Zeitlang weder besinnen noch erholen. Er ging hinunter, kein einziger Gast war zugesprochen. Margarethe saß in einer Ecke und weinte, nannte ihn, da er ihr Trost zusprechen wollte, den Urheber ihres Unglücks. Wilibald aber sagte unter Scheltworten: seitdem er in sein Haus gekommen, sey der Segen davon gewichen. Das, was er selbst entbehren und was er auf irgend eine Weise zusammen zu bringen vermogt, das habe er einem Kaufmann auf Handschrift geliehen, der eine Schiffsladung Wein aus Hispanien verschrieben, und ihm, so viel er davon bedürfe, für einen geringen Preis zugesagt; allein das Schiff sey auf dem Meere zu Grunde gegangen; der Kaufmann, weil er seinen Gläubigern nicht hätte gerecht werden können, wäre entflohen.

Donnersberger meinte: es sey noch nicht Alles verloren, gedachte seines Traumes, eilte zu Formhold, und ihm tönte schon von fern das Lärmen und der Gesang der vielen Gäste entgegen. Von Maria aber hörte er: Formhold sey oben in ihrem Schlafgemach. Das war ihm recht, und weil er ihn allein zu sprechen wünschte, eilte er zu ihm, fand ihn aber zu seinem nicht geringen Befremden bei jenen Büchern sitzen, welchen Vater Antonius so fleißig obgelegen hatte. Unverholen gestand ihm Formhold, daß er, weil er immer mitgezecht und gespielt, auch Manchem, der ihn nicht bezahlen könne, geborgt habe, so hätte er hierdurch seine ganze Habe vergeudet, und von Gläubigern gedrängt, habe er schon vor einiger Zeit sich aus diesen Zauberbüchern Raths zu erholen gesucht. Da wäre er denn heute in der Dämmerung, vom Nachdenken ermüdet, eingeschlummert und hätte einen bedenklichen Traum gehabt. Er fing an, ihn zu erzählen; da fiel ihm Donnersberger ins Wort, erzählte weiter und siehe da! Beide hatten zur nämlichen Zeit auch den nämlichen Traum gehabt. Beiden befremdete die Sache nicht wenig; aber da sie jetzt in den Büchern Aufschluß

suchten, fanden sie solchen nicht. Sie suchten unverdrossen noch zwei Tage lang. Am dritten sprach Formhold: Ey, Lieber, was meinst du, ob Fausts Höllenzwang uns nicht Aufschluß geben könnte. Darüber erschrack Donnersberger und gedachte der letzten Worte des sterbenden Antonius. Formhold aber bedeutete ihm, daß der fromme Antonius auch zuweilen einen Blick hinein gethan hätte, und daß sie jetzt auch weiter nichts thun wollten; er langte auch sogleich die Schlüssel herbei, welche er aus dem Kloster mitgebracht hatte; aber kein einziger wollte in die drei Schlösser passen. Da aber die Schlösser nicht groß waren, versuchte er nun solche abzuschlagen. Weil dieses nicht ging, holte er ein großes Messer, und wollte den Deckel entzweischneiden; aber kein Messer wollte eindringen, und da bemerkten sie dann wohl, daß es mit dem Buche eine besondere Bewandtniß haben müßte. Nach langem Hin- und Herdenken that Formhold den Vorschlag, daß sie am folgenden Tage in das verwüstete Kloster gehen und dort in der Zelle des Guardians noch weiter nachsuchen wollten. Anfänglich trug Donnersberger groß Bedenken. Da aber Formhold sagte, daß er alle Sünden

dabei auf sich nehme, und daß sie den Gang bei hellem Tage thun wollten, er auch bedachte, daß seine Frau und sein Schwiegervater beständig auf ihn schmähten, so trat er am folgenden Tage, da Formhold ihn abholte, den Weg mit ihm an.

Alles in dem verfallenen Kloster war öde und menschenleer. Die Trümmer die umherlagen, und die Heiligen-Bilder mehrten das Schauerliche des einsamen Ortes und als sie sich dem Kreuzgange näherten, flog ihnen ein Paar aufgescheuchter Eulen entgegen. Sie kamen in die Zelle des Guardians, manches zerrissene Papier lag noch auf der Erde. Sorgfältig hoben sie Alles auf. Da fiel ihnen auch ein Päckchen in die Hände, welches sie wahrscheinlich bei ihrem Auszuge verstreut hatten. Formhold wickelte es auf, und sprang hoch auf, vor Freuden; denn es waren darin drei kleine Schlüssel, mit besonderen Charakteren bezeichnet und ein Pergamentblatt, worauf geschrieben stand: Anweisung zum Gebrauch des Höllenzwanges. Da ertönte plötzlich ein Stöhnen und Seufzen wie eines Sterbenden oder Kranken, ganz vernehmlich zu drei verschiedenen Malen. Donnersberger er-

blaßte, Formhold aber versicherte: es sey das Gekrächz der Eulen. Als sie aber die Zelle verließen, da ward die Thüre hinter ihnen mit größter Gewalt zugeworfen, und als sie nun durch die Kirche gingen, da hörten sie ganz vernehmlich eine Stimme aus dem Leichengewölbe, die dreimal Wehe! rief. Donnersberger kam höchst erschüttert nach Hause; eben war ein reicher Kaufmann aus Polen eingekehrt, und alles, ihn aufzunehmen, beschäftigt. Nun, sagte Wilibald, kann er sich auch etwas mit seinem Latein verdienen; unser Gast kann nicht deutsch, ist aber der lateinischen Sprache wohl kundig, und so habe ichs schon abgemacht, daß er ihn begleiten und zum Dollmetscher dienen soll.

Donnersberger war mit allem wohl zufrieden, denn da Margarethe im Kurzen Mutter werden sollte, so freute er sich, wenigstens etwas für sein Weib erwerben zu können. Dadurch ward er nun einige Tage so beschäftigt, daß ihm Alles, was sich in dem verfallenen Kloster ereignet hatte, und auch Formhold darüber aus dem Gedächtnisse kam. Er aber erhielt nun von ihm einen Gevatterbrief, wodurch er ihn, weil Maria von einem gesunden

Söhnlein entbunden war, die Pathenstelle dabei zu übernehmen, einlud. Das ließ er sich denn wohl gefallen, und da der Neugeborne ein gar holdseliges Knäblein war, so vergaß selbst der alte Wilibald über den neugebornen Enkel Alles, was ihm auf dem Herzen lag, und Alles war fröhlich und guter Dinge bei dem stattlichen Schmause, den Formhold den Taufzeugen und der ganzen Verwandtschaft gab.

Während aber Alles zechte und guter Dinge war, gab Formhold seinem Schwager einen Wink und zog ihn mit sich in sein Gemach. Nun sprach er: wisse, all unser Leid hat ein Ende, denn unsern Traum hat uns ein großer mächtiger Geist gesandt, siehe nun selbst —. Er legte Fausts Höllenzwang auf den Tisch. Mit großer Reverenz nach dreimaliger Kniebeugung, indem er einige Worte murmelte, öffnete er die Schlösser, und schlug das Buch auf. Ein blasses Licht und ein Schwefelgeruch verbreitete sich durch das ganze Gemach. Donnersberger wollte entfliehen; aber die Füße waren ihm wie eingewurzelt, und es war, als ob eine verborgene Macht ihm die Augen nach dem Buche lenkte. Da sah er gleich auf den ersten Blättern mancherlei Abbildungen. Un-

ter diesen suchte Formhold und sprach: siehest du wohl? und da war der Mann mit dem Purpurmantel und der goldnen Krone, so wie sie ihn im Traume erblickt hatten, abgeschildert und drunter stand geschrieben: „Chasriel, ein mächtiger Fürst der Geister und Aufbewahrer geheimer Schätze.“ Er schloß nun das Buch unter vielen Zeremonien wieder, und sprach: er ist's, der uns helfen wird, und die Art und Weise, ihn zu beschwören, habe ich auch bereits aufgefunden; nur müssen drei geweihte Priester zugegen seyn; auf Dich rechne ich gewiß. Den dritten habe ich bereits ausgemittelt, Einen unsers Gelichters. Im Kloster der heiligen Dreifaltigkeit hieß er Laurentius, jetzt nennt er sich Lauermann. Auf den nächsten Neumond fangen wir das Werk an; nun aber komm zu den Gästen, damit man unsre Abwesenheit nicht vermerke.

Donnersberger wußte nicht, was er thun oder sagen sollte, sondern taumelte wie ein Trunkener mit Formhold zu den übrigen Gästen zurück. Welchen Entschluß er fassen sollte, das wußte er nicht; aber als er an Margarethens Seite heimkehrte, und diese zu ihm sagte: meine Schwester ist glücklich, und weiß von keinem

Mangel, da ward ihm gar schwer ums Herz, und er beschloß Alles zu wagen. Als sie aber in ihrem Kämmerlein waren und Margarethe noch ein Abendlied anstimmte, da wards ihm, als ob eine innere Stimme ihm zurief: Laß ab! laß ab! Er wollte beten, und konnte nicht; es war ihm, als ob ein glühendes Feuer durch alle seine Adern brannte. Gräßliche schiefe Gesichter, welche lange rothe Zungen aus ihrem Munde herausstreckten, schienen mit Flammen vermischt an die Vorhänge seines Bettes angeheftet zu seyn. Er machte die Nacht hindurch kein Auge zu, stand auf und ging in die Frühmette. Da predigte eben Herr Polyander scharf, gegen alle, die von Gott gewichen wären, und besonders gegen die, welche sich eines Meineides schuldig gemacht, und drohete diesen mit ewiger Verdammniß. Da gedachte Donnersberger seiner Klostergelübde und seines Meineides, es ward ihm schwarz vor den Augen, und lief ihm kalt über den Rücken, und so, nachdem die Frühmette geendet war, wie ein todter Leichnam gestaltet, und indeß jedes seiner Gelenke zitterte, ging er zu Polyandern. Der merkte ihm gleich ab, daß sein Herz getroffen war, und als er ihm nun bekannte, daß

ihm sein Gewissen den Meineid, den er durch Verletzung seiner Gelübde begangen, vorhalte; da sprach der fromme ehrwürdige Mann: Habt ihr Euer Gelübde gebrochen, aufgereizt durch Fleisch und Blut, und um in der Welt nach Euern Gelüsten zu leben, so mag Euer Gewissen wohl mit Recht die schwere Sünde rügen; habt ihr aber aus Ueberzeugung, und um des Heils Eurer Seele willen das Kloster verlassen, und den Eid gebrochen, so seyd Ihr auch vor Gott gerechfertiget.

In dem nämlichen Augenblicke ward Polyander zu einem Sterbenden gerufen, und ging daher eiligst davon. Donnersberger aber schlich, wie ein Verurtheilter, der zum Hochgerichte gehet, nach Hause. Da tönte ihm lauter Jammer entgegen; Margarethe vermochte vor Schluchzen und Weinen nicht zu sprechen, Wilibald aber warf ihm unter Flüchen und Verwünschungen eine Schrift auf den Tisch; daraus er sah, daß, wenn Wilibald nicht zur Auslösung einer Handschrift innerhalb vierzehn Tagen dreihundert Mark schaffen würde, er ausgepfändet, sein Haus verkauft werden sollte. Guter Rath war nun theuer, und da Margarethe um die nämliche Zeit Mutter werden soll-

te, so fragte ihn Wilibald: was er nun beginnen würde, und wovon er sein Weib ernähren wolle, wenn sie nebst dem Neugebornen aus dem Hause gestoßen werden sollte. Donnersberger hob in der Seelenangst die Hände gen Himmel, da aber sagte Wilibald höhnend: ey ja doch, Gott wird dem verlaufenen Pfaffen zu Gefallen ein Wunder thun; sehet zu und schaffet selbst Rath.

Wo aber sollte sich der Elende hinwenden? den Jammer konnte er nicht ansehen; daher ging er aus dem Hause und stand ohne zu wissen, warum er dahin gegangen war, vor Formholds Thüre, der empfing ihn freundlich, und sagte ihm, daß sie morgen den Weg nach der schaakner Haide antreten wollten. Da trat auch Lauermann hinzu, dessen dicker Wanst und rothe Nase sogleich verkündeten, daß Wohlleben und der Bauch sein Gott sey. Der lachte jeder Besorgniß und erzählte viel schöne Historien, wie Schatzgräber reich und glücklich geworden, und daß man selbst den Satan beschwören könne, ohne ihm zu dienen, sondern der stolze Höllengeist müsse selbst noch zur Vermehrung seiner Qual gezwungen werden, den Menschen dienstbar zu seyn.

Durch solche Reden und indem Formhold seinen besten Wein auftischte, wurde Donnersberger, der beinahe nicht wußte, was er that, wenn nicht beruhigt, doch betäubt, und unter dem Vorwande, Geld von einem Freunde aufzutreiben erklärte er seinem Schwiegervater, eine Reise thun zu müssen, und so trat das saubere Kleeblatt am folgenden Morgen die Reise an. Sie fanden Alles, wie es der Geist ihnen im Traum bezeichnet hatte. Da legten sie ihr Gepäck ab, und errichteten einen Altar, um diesen zog Formhold einen Zauberkreis, machte darin sonderliche Zeichen. Und Donnersberger erstaunte nicht wenig, als Lauermann Alles, was zu einer heiligen Messe nöthig war, herbeiholte. Er legte das Meßgewand an, und bedeutete die andern Beiden, daß sie ihm zu der Messe dienen sollten. Formhold aber gab eine kleine Rolle an Donnersbergern mit dem Bedeuten: daß er, sobald eine Flamme auf dem Altar ausbrechen würde, solche hineinwerfen sollte. Dieser aber stand da, und gedachte der Vergangenheit, wie er in Einfalt seines Herzens Gott und den Heiligen gedient habe. Es war ein schöner, herrlicher Abend, und es ward ihm so, als ob ihm et-

was leichter ums Herz wurde; denn er vermochte an Gott zu denken.

Da ging der Neumond auf, und Formhold nahm nun den Höllenzwang. Sogleich erloschen die Sterne, aber das bekannte matte Licht und der Schwefelgeruch verbreiteten sich. Allerlei Unwesen trieb nun Formhold, und sprach Worte der Beschwörung, eine Wolke umzog den Mond, den Wald durchheulte ein wilder Sturm. Da trat Lauermann vor den Altar, auf welchen Formhold sechs schwarze Kerzen gesetzt hatte, die, als er einige geheime Worte sprach, sich von selbst entzündeten. Lauermann begann seine Messe, und als nun Donnersberger das Confiteor aussprechen sollte, da erinnerte er sich der Knabenjahre, wo er es oft vor dem Altar des Herrn ausgesprochen hatte; es ward ihm, als wenn ihm eine Thräne ins Auge treten wollte. Er vermochte nun kein Wort mehr als Diener zu sprechen. Alles that daher Formhold. Jetzt stieg eine Flamme auf dem Altare empor, er wollte die Rolle hineinwerfen, aber, als ob ihn ein guter Geist warnte, er wickelte sie zuvörderst auf, und sah mit Schrecken, es war das Bild des Herrn am Kreuze. Statt es ins Feuer zu werfen, küßte

er es mit Ehrfurcht und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig! Da erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag, die Erde erbebte, und Chasriel, so wie sie ihn im Traume gesehen hatten, aber eine Riesengestalt, stand auf dem Altar. Ihr habt mich gerufen, sagte der Unhold mit einer Donnerstimme, aber in der Beschwörung gefehlt. Dieser thats, rief Formhold, und wies auf Donnersbergern, nimm ihn hin! Du bist mein, erwiederte der Geist, und wandte sich zu ihm. Mit nichten, rief Donnersberger, drückte das Bild an seine Brust und sprach: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Nun, sagte Chasriel, ich muß etwas haben, gieb mir dein noch ungebornes Kind. Mit nichten, rief Donnersberger. Nimm meinen Knaben, rief Formhold. Ist mir zu wenig, sprach das Ungethüm, gieb mir auch Dein Weib dazu. Nimm sie, sagte Formhold. So verführe sie, sagte der Geist, zu jedem Laster, jedem Frevel, damit sie einst verzweifeln müssen in ihrer Sterbestunde, und ihre Seelen mein werden zu ewiger Verdammniß, willst Du das?

Ich will, sagte Formhold. So wie das lachende Geheul von tausend Hyänen, wenn dies zugleich erklänge, so schallte das Gelächter

des Höllengeistes. Du bist mein, sagte er zu Formhold, denn deine Zusage macht dich des Teufels und der Hölle würdig, und unter dem Purpurmantel streckte er jetzt zwei lange Tatzen mit gräßlichen Krallen hervor. Du magst, sagte er zu Lauermann, noch zum Schreckbilde drei Tage leben. Du aber, brüllte er zu Formhold, — und schlug seine Krallen in ihn, daß dessen Blut hoch emporspritzte, und du, wandte er sich zu Donnersbergern; der aber machte schnell das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da bebte der Geist zurück, die Erde spaltete sich weit auf, Flammen schlugen aus der Kluft empor, und unter schrecklichem Donner und Blitz stürzte er sich mit Formhold in die Flamme hinein.

Lauermann aber begann nun zu brüllen und zu toben, riß sich das Gewand und alle Kleider vom Leibe, und lief wie ein Rasender davon. Donnersberger aber fiel auf seine Knie, dankte Gott für seine Rettung und eilte unter Gebet und Gesang aus der Haide. Als er aber am folgenden Tage zu Königsberg ankam, da sah er einen großen Auflauf und hörte: man habe einen Menschen eingebracht, der brülle immer überlaut: er habe den Teufel beschworen, und sey nun dessen Eigenthum. Da-

mit er sich aber mit den Zähnen und Nägeln nicht unaufhörlich zerfleischen könne, habe man ihn jetzt mit schweren Ketten gebunden. Dieses war Lauermann, der auch am dritten Tage dahinfuhr.

Donnersberger, der bebend nur einen Blick auf ihn hingeworfen hatte, eilte nach seinem Hause. Da kam ihm Wilibald freundlich mit der Nachricht entgegen, daß Margarethe von einem gesunden Töchterlein entbunden wäre. Die empfing ihn dann sehr liebreich und auf seine Bitte wurde das Kind noch an dem nämlichen Tage zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau Maria getauft. Er aber ging am Abend in sein Kämmerlein, dankte Gott für seine Errettung und bat um Erleuchtung. Da gedachte er, was ihm einst Doktor Polyander gesagt hatte und ging des folgenden Tages zu ihm, und wurde gar ehrlich empfangen, und als er ihm Alles aus einander gesetzt hatte, sprach Polyander: Forschet in der Schrift, und, giebt Euch die Meinung Lutheri des frommen Mannes Trost, so ergreifet ihn freudig, wo nicht, so denket: wer recht thut, aus allerlei Volke, ist dem Herren angenehm; ein jeglicher wird seines Glaubens leben. Das merkte er

sich, aber Margarethe und sein neugebornes Kind im Elende zu lassen, dies konnte er nicht.

Da blieb er vor Brigitta's Hause stehen, und es schoß ihm ein Gedanke aufs Herz. Er trat hinein, als er aber das Gemach eröffnete, da schrie Brigitta, die ihn sofort erkannte, daß sie mit ihm nichts zu thun haben wolle. Er aber rief: so Ihr wollt, daß Euch Gott in der Sterbestunde höre, so höret auch mich; denn ich fordere von Euch, daß Ihr auch meine Seele errettet von dem ewigen Verderben. Da hörte sie ihn denn an, wurde gerührt von seiner Reue, und ließ ihn nicht ungetröstet von sich. Sogleich suchte und erhielt Donnersberger von dem Gläubiger Wilibalds eine kurze Frist, und als Margarethe ihren Kirchgang gehalten hatte, gestand er ihr, daß er keine Ruhe auf Erden habe, als wenn er in seinen Orden zurückkehre, er aber bat sie, ihm alles zu vergeben und seinem Andenken nicht zu fluchen. Margarethe bat ihn mit vielen Thränen um ihrer und ihres Kindes willen, von solchem Vorhaben abzutreten, denn sie würde ja dadurch wie eine Wittwe und ihr Kind wie eine Waise. Als er aber erklärte, von seinem Ent-

schlusse nicht abgehn zu können und ihr manchen Trost zusprach, besonders, daß Brigitta sich ihrer wieder annehmen, und wenn er, von Heilsberg aus, ein Zeugniß übersandt hätte, daß er in den Schooß der heiligen Kirche zurückgekehrt wäre, auch die dreihundert Mark zahlen wolle: da sagte sie auch, wiewohl nicht ohne Thränen, er solle mit Gott und in Frieden ziehn.

Donus — so nannte er sich fortan, zog gen Heilsberg, warf sich vor dem Bischof auf die Knie und bat, daß man ihn mit jeder Pönitenz, selbst mit der Todesstrafe belegen, nur zuvor noch von seinen Sünden absolviren, und ein Zeugniß von seiner Reue und Buße an Frau Brigitta nach Königsberg senden möchte. Das letzte that dann auch der fromme und freundliche Bischof, sprach ihm Trost zu, und schickte ihn in das Karthäuser-Kloster Marien-Paradies genannt, unweit Danzig, wo er, wie ein weinender Petrus, achtzehn Jahre lang zubrachte, und wegen seiner Bußfertigkeit und großen Frömmigkeit allen Ordensbrüdern ein Muster ward. Als aber der Heilige Vater zu Rom ein großes Jubiläum durch die ganze Christenheit verkünden ließ, da bat Donus den

Bischof und die Obern seines Ordens, ihm die Wallfahrt nach Rom zu gestatten, um dort bei den Gräbern der Apostel von seinen Sünden losgesprochen zu werden. Die Bitte ward ihm gewährt; und fest umgürtet mit einem Stachelgurte, den er nie ablegte, trat er die Wallfahrt an, und genoß während derselben nichts, als Wasser und Brod. So auch auf der Rückreise.

Auf derselben wollte er auch noch das Gnadenbild zu Czenstochow in Groß-Polen besuchen. Als er aber nur noch wenig Meilen davon entfernt war, überfiel ihn eine schwere Krankheit, so daß er den ermatteten Körper kaum mühsam fortschleppen konnte. Da gewahrte er in einem lustigen Walde einen klaren Bach, der über Kiesel rann; er setzte sich ans Ufer und schöpfte Wasser in der hohlen Hand, um seine trockene Zunge zu letzen. Gütiger Gott, sagte er, schmeckt dieser Trunk Wasser nicht besser, als aller köstliche Wein, den ich während meines sündlichen Lebens genoß? Er blickte dankbar gen Himmel. Da rollte ein köstlicher Wagen vorüber, worin ein stattlicher Mann an der Seite eines schönen jungen Weibes saß. Als diese den bleichen zitternden Greis bemerkten, befahlen sie dem

Kutscher zu halten; redeten den Mönch an, und als sie hörten, wie er von Rom komme, und auf der Reise erkrankt wäre, luden sie ihn ein, auf ihren Wagen zu steigen, und mit ihnen auf ihr Schloß zu fahren. Das nahm Donus, der vor Mattigkeit nicht weiter fort konnte, mit großem Danke an, und als er erzählt hatte, daß er aus Preußen wäre, redete ihn die junge Frau in deutscher Sprache an, sagend, daß sie seine Landsmännin wäre.

So kamen sie an das Schloß, der kranke Donus ward freundlich von dem Wagen gehoben, und als er in ein Gemach geführt war, sah er dort ein Gemälde, dessen Züge ihm wohlbekannt waren, und fragte zitternd: wessen ist dieses Bildniß? Meiner Schwiegermutter Margarethe, antwortete der Hausherr, die vor Kurzem hier verstorben ist; dort in dem Walde, wo wir Euch trafen, ihrem Lieblingsplätzchen, ist ihr Grab, worüber ich eine Kapelle erbaut habe. Und Eure Frau heißt Maria? fragte Donus. Woher, ehrwürdiger Vater, fragte die junge Frau, wißt ihr meinen Namen? Da konnte Donus sich nicht länger halten; er legte die Hand segnend auf ihr Haupt, warf sich auf die Knie nieder, hob

die Hände gen Himmel und vermogte vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorzubringen. Als sich aber der Sturm der ersten Gefühle gelegt hatte, kam es zur Erklärung, daß Donus Mariens Vater, ihr Mann aber der Sohn des polnischen Kaufherrn wäre, dem Donus vormals zu Königsberg gedollmetscht hatte. Dieser, da Wilibald gestorben, hatte sich Margarethens, und ihres verlaßenen Kindleins angenommen, sie gleich seinem eigenen Kinde erzogen, und als sein einziger Sohn sie zum Weibe begehret, solches bewilligt.

Aller Freude war unendlich, und sie wußten nicht, wie sie Gott genugsam loben und preisen sollten. Ob nun aber die übergroße Freude auf den alten Donus wirkte, oder ob sein Stündlein geschlagen hatte, es ging ihm, wie einer Lampe der Oel gebricht; seine Krankheit nahm zu und seine Schwäche mehrte sich täglich. Nachdem er sich nun zum Tode bereitet hatte, bat er die Seinen, ihm, wenn er dahingeschieden wäre, ein Grab an Margarethens Seite zu gestatten. Dies geschah, und seine frommen Kinder, welchen er seine Lebensgeschichte vor seinem Ende mitgetheilt hatte, erbauten über die Gruft ein stattliches Kloster.

und stifteten darin eine ewige Messe für die Verstorbenen, welche dort von den frommen Mönchen gelesen wird — bis auf den heutigen Tag. Unfern dem Altar hängt ein großes Bild, worauf die Beschwörung Chariels von einem Mahler kunstreich abgeschildert ist, und diesem gegenüber ein anderes, wie der reuige und bekehrte Donus mit der hohlen Hand das Wasser aus dem Bache schöpft. Die ehrwürdigen Mönche aber deuten einem Jeden, der geziemend darnach frägt, der beiden Gemälde Bedeutung.

Das

Gericht Gottes,

nach einer Volkssage.

In Danzig lebte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Bürgermeister Müller, beider Rechte Doctor, ein hochgelehrter, aber auch gar strenger Mann, der ein Schrecken der Verbrecher war, und jeder Bürger sagte: Niemand, der es irgend verdient habe, sey ungestraft entlassen worden. Aber daß er bloß nach strenger Gerechtigkeit, nach dem todten Buchstaben richte, des Wohlwollens, der Theilnahme, des Mitleids, kurz — sanfter Gefühle unfähig sey, und im Verbrecher nicht mehr den Menschen ehre, darüber seufzte so Mancher im Stillen. Er aber lebte ohne Sorge, denn er bedurfte nicht viel, und hatte weit mehr als ihm und den Seinen von Nöthen war, denn sein Bruder Petrus Müller war ein reicher Kauf- und Handelsherr. Dessen Schiffe kamen, wenn hundert andere beim Sturme verunglückt waren, unbeschadet aus den entfernten Meeren; und jede Unternehmung brachte

ihm, zugleich aber auch seinem Bruder, dem Burgemeister, der all sein Vermögen in dieser Handlung angelegt hatte, reichlichen Gewinn.

Drum gab auch der Schöppenherr Arnold seinen Sohn Johannes, einen feinen Jüngling von seltner Schönheit und Sanftmuth, bei Herrn Müller in die Lehre. Der war denn auch treu, fleißig und ließ sich nichts verdrießen, so daß Müller, wiewohl er ein alter grämlicher Mann war, da er keinen Sohn hatte, den jungen Arnold so lieb gewann, als ob er sein eigenes Kind gewesen wäre, und weil solcher von einem ehrbaren, aber armen Geschlechte war, so schien Petrus Müller dem Gedanken nicht abgeneigt, daß dieser Arnold dereinst, mit Barbara, der Tochter des Bürgermeisters, vermählt, seine Handlung übernehmen sollte; denn der Herr Bürgermeister, der zwei Söhne hatte, wollte nicht, daß solche der Handelsschaft, sondern der Gelahrtheit obliegen, und dereinst als weise rechtserfahrne Männer sichere Stützen der lieben Vaterstadt werden sollten. Der älteste, der selbst schon Rathmann war, hatte die Tochter seines Oheims geehlicht, das Vermögen kam also nicht in fremde Hände. Doch wünschten auch alle,

daß die Handlung, die einen so großen Ruf besaß, nicht untergehen, sondern noch den Ihrigen zu Nutzen kommen möchte. Daher fiel ihr Auge auf den jungen Arnold, weil derselbe überall so höflich und bescheiden war, und daher auch der Jungfer Barbara, die sechs Jahre jünger denn er war, wohl zu gefallen und sich jederzeit nach ihr zu fügen schien. Nun konnte wohl wegen der freilich vergänglichen Schönheit Niemand diese Barbara ehelichen; denn sie war von bleicher Gesichtsfarbe, die Blattern hatten ihr gar arg mitgespielt, und wenn man Alles gleich auf mancherlei Weisen zu verstecken und zu glätten suchte, so entging doch wohl Niemanden der merkliche Höker, den sie sowohl hinten als auf der Brust hatte, und doch war sie zugleich auf ihres Vaters hohe Würde und ihren Reichthum stolz, schmückte sich mit goldenen und silbernen Spangen, mit edeln Perlen und köstlichen Edelsteinen, so daß es ihr an prächtiger Kleidung und köstlichem Geschmeide keine Frau, noch Jungfrau zu ganz Danzig hierin gleich that, wodurch sie dann aber auch ihres Stolzes wegen in kein geringes Geschrei kam. Dieses Alles aber mochte wohl der Grund seyn, daß

ihr ein jeder junge Geselle gern aus dem Wege ging.

Der junge Arnold aber, der gegen alle Welt demüthig und liebreich war, suchte auch aus großer Ehrerbietung gegen seinen Patron und dessen Herrn Bruder, ihr in Allem gefällig und nach Willen zu seyn, und die alten Herren stimmten nun darin überein, daß, weil er arm wäre, er wohl dereinst mit Freuden nach Barbara und der schönen Handlung greifen würde. Darum sandte ihn auch sein Patron, zur Erlernung aller Handelsgeschäfte, nicht bloß nach den nordischen Reichen, sondern auch nach England und Burgund, ja selbst nach Venedig. Die Aufträge seines Herrn richtete er treulich aus, erwarb sich aber auch überall solche Güte und Freundschaft, daß ihm ein jeder zusagte, wenn er selbst eine Handlung errichten wolle, ihm auf alle Weise dienstlich und förderlich zu seyn.

Daher als er nach Danzig zurückgekehrt war, und sein Vater indessen das Zeitliche gesegnet, ihm aber ein Paar tausend Gulden zurückgelassen hatte, errichtete er sofort eine eigene Handlung, und machte viele schöne und große Geschäfte. Der Herr Bürgermeister

aber und dessen Bruder empfingen ihn bei seiner Rückkehr mit Freuden, richteten ein jeder ihm zu Ehren ein großes Gastmahl aus, wobei Barbara in großer Pracht und fürstlichem Geschmeide erschien, und immer an Arnolds Seite ihren Platz erhielt, ihm auch sehr viele freundliche Blicke und Worte gab. Darauf erwiederte er immer mit gebührender Reverenz, nur an Heirath und Liebe wollte er nicht denken. Solches verdroß Herrn Peter Müller nicht wenig, und darüber ließ er einst im Aerger einige Worte gegen seine alte Muhme, Frau Rahel, fallen.

Die gedachte Rahel aber, die, seitdem Müller seine Frau verloren hatte, dessen Hauswesen vorstand, war ein böses Weib, das nie genug hatte, und Benedikt, der jetzt der Müllerschen Handlung vorstand, hatte sich mit mancher Verehrung an sie gewandt, um den alten Herrn dahin zu bringen, daß ihm solcher die Handlung dereinst abtreten möchte. Weil er aber gar nicht einfältig war, so merkte er bald nach Arnolds Rückkehr, worauf es eigentlich abgesehn sey, erklärte daher an Frau Rahel, daß er gegen eine Heirath mit Barbara gar nicht abgeneigt sey, wenn er nur mit ihr

zugleich die Handlung erhalte. Rahel aber dachte: es ist besser von Zweien zu nehmen als von Einem. Drum, als Herr Müller einige Worte gegen sie fallen ließ, sagte sie: Ihr wollet doch nicht zürnen über den guten Arnold, der so züchtig und demüthig ist, daß er es gar nicht waget sein Auge gegen eine Jungfrau aufzuschlagen, am wenigsten gegen die Tochter des ersten Bürgermeisters. Wenn es mir aber vergönnet wäre, ihm merken zu lassen, wie günstig man gegen ihn denket; so sollte wohl alles zum Guten gedeihn. Müller war damit wohl zufrieden, und verlangte bloß, daß Alles fein verblümt geschehen sollte. Nun aber traf es sich durch sonderbare Schickung, daß Arnold noch ein Barett von seiner verstorbenen Mutter fand, aus Sammet mit breiten goldenen Spangen, und weil er der Frau Rahel nichts aus der Ferne mitgebracht, diese ihm aber, wie höchst unzufrieden sie damit war, deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, so schickte er ihr solches Barett gerade damals zum Geschenk. Da meinte denn die geizige Alte, jetzt sey es Zeit das Eisen zu schmieden. Sie konnte daher nicht länger warten, sondern eilte am nämlichen Tage zu Arnold. Der aber

hatte gerade herrlichen Wein aus Alicante bekommen, mit ein Paar guten Freunden einige Flaschen davon ausgeleert, sie hatten ihn so eben verlassen, er selbst aber war frohes Muths und guter Dinge, als Rahel zu ihm hineintrat. Er setzte ihr sogleich von diesem Weine vor, schenkte fleißig ein und die Alte, die dadurch noch beredter wurde, berichtete ihm augenblicklich ohne Umstände, daß er sogleich die Müllersche Handlung erhalten könne, wenn er Jungfer Barbara heirathen wolle. Da antwortete Arnold lachend, daß ein Ritter, um den Schatz zu erhalten, den Drachen, welcher solchen bewachet, tödtet, habe ich wohl in alten Historien gelesen, nicht aber, daß er sich auf Zeitlebens zugleich mit dem Schatz auch den Drachen auf den Hals ladet, und darum habe ich dazu auch gar keine Lust.

Der Alten, die vom Wein erhitzt war, verdroß es nicht wenig, daß er ihren Antrag ablehnte, und Barbara dabei einen Drachen nannte. Darum gab sie ihm harte Worte, die denn Arnold nicht aufs freundlichste erwiederte, und endlich, da es die Alte gar zu arg machte, sie zur Thüre hinauswarf. Diese, durch den Wein und aus Wut ganz außer sich,

erzählte nun gleich auf der Straße jedem ihrer Bekannten den Vorgang. Dadurch wurde bald solcher in der ganzen Stadt bekannt, und Mancher, der es der Barbara gönnte, gab ihr nun den Spottnamen Drache.

Benedict aber glaubte, nun sey es Zeit rasch zuzugreifen, erhielt auch nach Wunsch die Handlung abgetreten, und feierte nach wenig Wochen mit Barbara die Hochzeit, hatte aber in seinem Ehestande wenig Freude, denn seine Frau machte ihm bei jeder Gelegenheit seine Armuth zum Vorwurf, und ihre Verwandten hatten beständig was an ihm zu meistern. Darüber wurde Benedict mißmüthig, suchte Trost außer dem Hause, zechte und spielte, vernachlässigte darüber seine Handlung, gab den Verwandten schnöde und harte Worte; und da er alles in Verwirrung gebracht, und sich mit Schulden belastet hatte, nahm er ins geheim das Geschmeide seiner Frau, und ging zu Schiffe davon. Arnolds Handel war indeß mit jedem Tage blühender geworden; aber zwischen ihm und der Familie Müller, die ihn als die Ursach alles ihres Unglücks betrachtete, herrschte der tödtlichste Haß. Doch Arnold geachtet von allen seinen Mitbürgern, kehrt

sich nicht daran; blieb aber doch unverheirathet, wiewohl ihm ein Jeder gern seine Tochter zum Weibe gegeben hätte.

Eines Tages aber, da ein Schiff aus Antwerpen kam, fragte ein feiner schwarzlockiger Knabe, der sich noch in der deutschen Sprache nicht recht auszudrücken vermochte, nach Herrn Arnold. Dieser saß eben in seiner Schreibstube, als der Knabe hineintrat und ihn sofort umhalste. Arnold erschrak heftig. Beide sprachen viel in welscher Sprache, die Arnold auf seinen Reisen erlernt hatte, und Olivio (so nannte sich der Knabe) blieb seit dieser Zeit in Arnolds Hause. Die Sache hätte weniger Aufsehen erregt, wenn nicht der Argwohn, daß Olivio ein Frauenzimmer wäre, durch das Müllersche Haus, und besonders durch Barbara in der ganzen Stadt umhergetragen wäre, so daß Arnold, wo er sich zeigte, überall den spähenden Blicken und auch mancher verfänglichen Frage entgegen ging. Um dies zu vermeiden war er beständig zu Hause, und Olivio wich dort gar nicht von seiner Seite. Darüber wurde nun beinahe in der ganzen Stadt mancherlei gesprochen und gemuthmaßet, doch auf den rechten Grund ver-

mochte Niemand zu kommen. Arnold schien aber täglich schwermüthiger zu werden, entzog sich selbst seinen Hausgenossen, so daß er größtentheils nicht zu Tische kam, und ob er gleich vormals ein fleißiger Kirchengänger war, so gab er auch selbst dieses auf, und der alte Doctor Färber, der es immer gut mit Arnold gemeint hatte, und schon ein Freund seines Vaters gewesen war, glaubte nun, daß es Pflicht sey, ihn zu besuchen, und wo möglich, auf den rechten Weg zu bringen.

Beim Eintritte des ehrwürdigen Greises entfernte sich Olivio, Arnold aber wurde äußerst verlegen. Allein die Sanftmuth und Herzlichkeit des frommen Mannes, den er jederzeit wie seinen Vater ehrte, machte auch bald wieder das vorige Zutrauen rege. Beide sprachen lange mit einander. Am folgenden Morgen ging Arnold zur Frühmette, am nächsten Sonnabende zur Beichte, und am darauf folgenden Sonntage zum Tische des Herrn. Arnolds sämmtliches Hausgesinde aber sagte in der Folge aus: Olivio habe die ganze Woche hindurch verweinte Augen gehabt, oft und viel mit Arnold in welscher Sprache geredet und dabei häufig geschrien und getobt. Arnold aber

habe einem seiner Handlungsdiener geboten, mit einem Fuhrmanne zu verdingen, der gerade nach Breslau ging, daß er den Olivio dorthin mitnehmen solle, den er seit dieser Zeit nach Möglichkeit zu vermeiden gesucht habe, dieser aber hätte von der Reise nichts hören noch wissen wollen.

So stand die Sache, als Arnold aus der Kirche kam, sein Gemach verschloß, und nachdem er dort gebetet und gesungen hatte, mit seinen Hausgenossen zu Tische gehen wollte; so wie dies schon seit einigen Tagen geschehen war. Allein als er die Thüre geöffnet, trat Olivio, der schon vor der Thüre gewartet hatte, hinein, und nöthigte ihn, so wie dies vormals geschehen war, mit sanfter Stimme, auf seinem Zimmer mit ihm allein zu speisen. Nach Tische aber hörten die Hausleute, daß Olivio schrie und weinte. Plötzlich riß Arnold die Thüre auf, rief nach Hülfe, und daß man nach dem nächsten Arzte laufen sollte. Alle, die im Hause waren, eilten herbei, sahen nun, daß Olivio auf der Erde liegend in seinem Blute schwamm, und ein Messer in seiner Brust stecken hatte. Dieser aber deutete auf Arnold und sagte vernehmlich: das, das mein Mör-

der! — zuckte noch einige Mal und starb. Der Arzt kam zu spät. Die Nachbaren waren zusammengelaufen, und bald kam auch der Rathsherr Müller nebst der Wache, verhörte die Hausgenossen, und nachdem er ihre Aussage, so wie hier erzählt ist, niedergeschrieben hatte, gebot er, daß man den Arnold, so sehr dieser auch seine Unschuld betheuerte, ins Gefängniß führen und als einen Mörder in Ketten legen sollte. Tages darauf wurde er verhört, und nachdem er nochmals seine Unschuld betheuert hatte, gab er folgenden Bericht, den der Gerichtsschreiber aus seinem Munde niederschrieb.

„Als mich Herr Müller auf Reisen gesandt hatte, kam ich auch gen Venedig und die mitgebrachten Empfehlungsschreiben bewirkten mir überall eine freundliche Aufnahme. Besonders wurde ich in dem Hause Grimaldi mit vieler Güte behandelt, und ich schloß bald mit Dominico, dem ältesten Sohne, die größte Freundschaft, der mir alles Merkwürdige in Venedig zeigte und jedes Vergnügen zu verschaffen suchte; aber um einiger jungen Venetianer willen vorgab: ich wäre sehr reich, und der Sohn eines vornehmen Handelsherrn aus

Danzig. Diesem widersprach ich nicht, und daher ward jener Glaube in Venedig allgemein, wo ich nun in Herrlichkeit und Freuden lebte. Deutsche Zucht und Ehrbarkeit war mir jederzeit theuer und werth; aber die freiern Sitten des Auslandes, der warme Himmelsstrich, die feurigen Weine, der Mangel bestimmter Beschäftigung und der Anblick so vieler schönen Bildsäulen und Gemälde hatte auch mein jugendliches Herz für manche Gefühle mehr geöffnet, die es im lieben Vaterlande früher nicht gekannt hatte, und wollte Gott, daß ich der Versuchung nimmer Gehör gegeben hätte. Alles war in Welschland für mich neu und reizend, besonders konnte ich mich an den schönen Landhäusern und Gärten, die an den beiden Ufern der Brenta lagen, nicht satt sehn, und weil Grimaldi selbst ein schönes Landhaus besaß, so fuhr ich und Dominico oft auf einer Gondel dahin.

Einst thaten wir dies, noch von einigen jungen Männern begleitet, alle jubelten, sangen und zechten bis gegen den Morgen. Da sie nun zu Bette gingen, ließ mich die Glut in meinen Adern nicht schlafen. Daher ging ich ins Freie, weil mir so wunderlich und wehmü-

thig ums Herz war, ich sahe die Sonne aufgehen, badete mich in der Brenta, und machte nun einen Spatziergang zwischen den herrlichen Gärten, wo überall die Blüten dufteten und die Gesänge der Nachtigallen ertönten. Aber diese übertraf der Gesang einer weiblichen Stimme, von einer Zither begleitet. Wie angefesselt stand ich da, und horchte noch immer, als die Töne schon längst verhallt waren. Da kam eine Jungfrau aus einem duftenden Pomeranzenwäldchen; die Zither in ihrer Hand bewies, daß es die Sängerin war. Der Morgenwind schlug ihren Schleier zurück. So ein wunderschön Gebild hatte ich noch nie gesehn.

Wir fuhren nach Venedig zurück, stumm saß ich da, denn die Sängerin konnte ich nicht vergessen. Mit Dominico oder Andern von ihr zu sprechen, schien mir Entweihung, aber denselben Abend ließ ich mich durch einen getreuen Gondelführer wieder zurückbringen und harrete am Pomeranzenwäldchen. Es kam eine junge Dirne vorüber, ich fragte sie, ob sie mir nicht sagen könne, wer die Sängerin gewesen sey. Ei, sagte sie lachend, wer sollte die schöne Olivia nicht kennen? So entspann sich ein Gespräch, sie gestand mir, daß sie Olivia's

Dienerin wäre, erzählte, daß solche häufig in dies Wäldchen komme. Sie fragte nun auch, wer ich wäre. Ohne Bedenken, sagte ich ihr meinen Namen, wie ich mit Dominico hergekommen, und zufällig ihre Gebieterin erblickt habe. Ich besuchte das bewußte Wäldchen einige Nächte hindurch, aber vergeblich, und dies ängstliche Harren und dieser Schmerz und dieses Sehnen erhöhten meine Leidenschaft. Wachend sprach und handelte ich wie ein Träumender, so daß Dominico und seine Gefährten mich oft verlachten. Ich aber dachte nur an die unbekannte Sängerin, und wie groß war mein Entzücken, als ich zur Karnevalszeit auf dem Sanct Marcusplatz mit andern jungen Leuten umherging, und ohne, daß es diese bemerkten, von einem verlarvten Frauenzimmer, das ich an ihrem Wuchs sogleich für die Sängerin erkannte, einen leisen Schlag auf die Schulter bekam. Ich suchte mich unter einem Vorwande abzusondern, und folgte der Verlarvten, die aber bald in einen großen Pallast ging, der, wie ich wohl wußte, dem Senator Condottieri, einem der edelsten und reichsten Venetianer, gehörte. Es blieb mir wohl kein Zweifel übrig, daß dieses seine Tochter wäre,

und der Gedanke, daß eine solche Liebschaft Vermessenheit sey, und es für mich die größte Thorheit seyn würde, an die Heirath mit einer so vornehmen Venetianerin zu denken, beugte mich tief, und ich beschloß eine solche Leidenschaft mir ganz aus dem Sinne zu schlagen.

Da kam ein Mädchen aus dem Pallaste, das mir bekannt schien, und ich erinnerte mich bald an die Dirne, die ich an dem Pomeranzenwäldchen gesprochen hatte. Sie blickte mich freundlich an, und sagte, indem sie schnell bei mir vorüber ging: vergeßt nicht, in künftiger Mitternacht wieder an dem Orte zu seyn, wo ich euch früher erblickte. — Ich wußte jetzt nicht, was ich thun und lassen sollte. Ich, der arme verwaiste Arnold, der einzig durch die Gunst des Müllerschen Hauses bestand, und die Tochter des Condottieri, denn dafür konnte ich sie doch nur halten, — was sollte ich thun? mich ihr entdecken, und dann mit Verachtung zurückgewiesen werden? oder sollte ich sie, die ich liebte, schändlich hintergehen? So kämpfte ich mit mir selbst; allein die Liebe riß mich fort. Sie noch ein Mal zu sehn, den Silberton ihrer Stimme noch ein Mal zu hören, nur hieran konnte ich denken, und so war ich schon

lange vor Mitternacht an dem bestimmten Orte. Mit jedem Augenblicke stieg meine Angst, daß ich hier vergeblich seyn könnte. Bald hielt ich mich für getäuscht, bald fürchtete ich Nachstellungen; ich hatte einen Dolch mitgenommen, aber als ich ihn ergreifen wollte, da gedachte ich auch, daß es ein Glück seyn würde, wenn mich Jemand dieses freudenlosen Lebens berauben wollte. Da hörte ich von Ferne die Zither, und die Stimme der schönen Sängerin; ich eilte den Tönen nach; schon kam mir die bekannte Dienerin entgegen, winkte mir lächelnd, ich folgte ihr in einen herrlichen Gartensaal. Zu Olivia's Füßen zu sinken und ihre Hand schweigend an meine glühenden Lippen zu drücken, dies war Alles, was ich vermochte. Freundlich hieß sie mich aufstehen, setzte mir köstliche Erfrischungen vor, fragte mich nach meinen Bekanntschaften, und als ich ihr Grimaldi und meinen Freund Dominico nannte, verbot sie mir auf's strengste, diesen etwas von unserer Bekanntschaft zu entdecken, sagte, daß ich ihrer Dienerinn vertrauen und sie jederzeit, um Mitternacht an diesem Orte, vielleicht auch künftig zu Venedig, doch immer nur auf wenig Augenblicke sprechen könnte. Sie gebot

mir daher auch, mich bald wieder zu entfernen. Ich gehorchte, wie wohl mit schwerem Herzen, machte der Dienerinn, die mich begleitete, ein ansehnliches Geschenk, war fortan meiner Seele nicht mehr mächtig, und dachte den ganzen Tag hindurch nur an die Augenblicke der Mitternacht. Selbst meinen Umgang mit Dominico brach ich ab, und dieser suchte mich auch nicht auf. Doch kam er eines Tages zu mir; vergieb, sagte er, daß ich dich einige Tage vernachlässigt habe; mein Vater hat endlich vom Senator Condottieri für mich die Hand seiner Tochter erhalten. Das Mädchen zaudert zwar mit ihrer Einwilligung, und soll, wie es heißt, eine geheime Liebschaft haben; auch ist an dem alten tückischen Condottieri, einem bekannten Wollüstling, nicht viel Gutes, aber was kümmerts mich, das Mädchen ist schön wie eine Liebesgöttin, und der Alte hat Gold die Fülle. — So sprach er noch weiter fort, und ich, im Begriffe ohnmächtig niederzusinken, gewann Zeit zur Besinnung, und klagte über Krankheit. Dominico bezeugte, daß man solche mir gleich ansehn könnte, und empfahl mir einen Arzt.

Was sollte ich thun? meinem Freunde, und diesem überdem noch thöricht und vermessen in den Weg treten? — Ich beschloß mich loszureißen, aber je näher die Mitternachtsstunde rückte, je mehr trieb es mich auch nach den Ufern der Brenta. Olivia dort noch ein Mal zu sehen, sie zu bitten, meinen Freund glücklich zu machen, dieses war mein Vorsatz. Beim Anblick der Holden ward es mir schwer ihn zu erfüllen; aber als ich ihre Hände mit Thränen benetzte, kein Wort hervorbringen konnte, sie mich zu reden beschwor, und ich nun, wiewohl mit schweren Herzen selbst in sie drang, dem Willen ihres Vaters gemäß, Hand und Herz meinem Freunde Dominico zu schenken, da umschlang sie mich mit ihren Armen und that einen solchen Eid, daß sie nur mit mir leben und sterben wolle. Sie zog mich in ein ander Gemach; vor einem schönen Marienbilde nahm sie einen köstlichen Ring von ihrem Finger, und weil ich auch gerade einen Ring, ein Andenken von meiner verstorbenen Mutter, am Finger trug, so forderte sie, daß ich diesen gegen den ihrigen umtauschen sollte. Wer hätte solches in diesem Augenblicke verweigern können? Sie umarmte mich auf's zärtlichste,

sagte nun, daß sie sich vor Gott und allen Heiligen als mein Weib betrachte, und nun fiel zwischen uns die letzte Scheidewand nieder. Ihre Dienerin brachte mich zu ihrem Vater, einem benachbarten Gärtner. Bei diesem schlug ich meine Wohnung auf, ging höchst selten nach Venedig und brachte alle übrige Zeit bei Olivia hin.

Nun aber forschte auch Olivia nach meinen Eltern, meinem Wohnorte, und da ich ihr Alles freimüthig bekannte, schien ihr Auge sich zu trüben, doch ermannte sie sich bald. Sie gestand mir, daß sie mich nach meinem Umgange mit Grimaldi und andern vornehmen Häusern, auch dem Gerüchte zufolge, für den Sohn irgend eines reichen Handelsherrn gehalten habe; doch soll, fügte sie sofort hinzu, Euer Geständniß unserer Liebe keinen Abbruch thun, wenn Ihr nur Alles für mich zu wagen bereit seyd. Ich Thörichter beschwor dieses sofort mit einem theuren Eide, sie aber lohnte mir solches mit vielen Küssen, und gebot mir, sobald ein Schiff nach der Levante segelfertig läge, ihr sofort davon Nachricht zu geben, und zuvor für uns Beide und unser Geräthe einen Platz darauf zu verdingen. Zu Allem war ich

willig und bereit, denn Olivia hatte mich gleichsam bezaubert. Auch fand ich bald ein Schiff, welches in wenig Tagen nach Smyrna abgehen sollte.

Aber nun stieß auch manches Bedenken in mir auf. Sollte ich meinen Patron, auf dessen Kosten ich gereist war, so schnöde verlassen, meine Vaterstadt, das mir so werthe Danzig, nimmer wieder erblicken? Auch sah ich nicht ein, was ich gerade in der Levante thun sollte. Aber alle Bedenklichkeiten, die ich der schönen Olivia vortragen wollte, waren bei ihrem Anblicke sogleich wieder vergessen. Sie selbst aber brachte mich wieder darauf, als sie mir gebot, mich mit zwei getreuen Gondelführern zu einer bestimmten Zeit einzufinden. Wir wollen, sagte sie, nicht armselig von hier scheiden, denn außer ihrem Geschmeide und vielem köstlichen Silbergeschirr, hoffe sie, mir noch eine beträchliche Geldsumme überliefern zu können. O, sagte ich, laßt Euerm Vater seine Schätze, es ist ja genug, daß ich seine Tochter ihm raube. Sie schmeichelte mir freundlich, verlachte aber meine Bedenklichkeit, und es schien mir, als ob meine Liebe einen kleinen Stoß bekommen wollte, und hiedurch in etwas abgekühlt, konnte

ich nun die Frage aufwerfen, warum wir gerade nach der Levante gehen wollten. Ei, sagte sie, da sind wir ja am sichersten; denn wenn man uns ausspähen, und die Auslieferung fordern sollte, so sind wir, sobald Ihr den Mahomed als Propheten anerkennt, und Euern Glauben abgeschworen habt, völlig sicher. — Mich überlief es eiskalt, ob ich gleich die Rede nicht für Ernst hielt. In dem Augenblick kam die Dienerin, redete insgeheim mit Olivia, die mir nun mich eiligst zu entfernen, und um Mitternacht mit den Gondelführern wiederzukommen, gebot.

Ich eilte nach Venedig. Oft war es, als ob mein guter Engel mir sagte; ich sollte Olivia's Vorschlägen kein Gehör geben. Aber ich war doch dermaßen verblendet, daß ich mich von ihr nicht losreißen konnte. Da stieß ich unerwartet auf Dominico, der fiel mir freudig um den Hals, sagte mir: er sey ehegestern mit Condottieri's Tochter Leonora verlobt, und lud mich ein, nach acht Tagen seinem Hochzeitsfeste beizuwohnen. Leonore? fragte ich, hat denn Condottieri zwei Töchter? Daß ich nicht wüßte, antwortete Dominico. Nun, sagte ich, wiewohl mich in etwas verheimlichend, ich habe ja

auch von einer gewissen Olivia etwas gehört. Doch wohl nicht, antwortete Dominico, daß diese verschmitzte Courtisane Condottieri's Tochter ist? diese Olivia ist weiter nichts, als eine arglistige Buhlerin, die den alten Thoren, meinen künftigen Schwiegervater so bestrickt hat, daß er ganz nach ihrem Willen handelt und sie mit Gold überschüttet. Doch soll sie ihm nicht einmal treu seyn, sondern Bertrand, der Sohn eines reichen Handelsherren aus Antwerpen, der vor ein Paar Monaten hier war, erzählte mir damals, als von meiner Heirath noch gar nicht die Rede war, daß er bei dieser Olivia sehr oft um Mitternacht, durch ihre verschmitzte Dienerin, in das an der Brenta liegende Gartenhaus des alten Condottieri eingeführt worden, und so mit ihr einige Wochen lang eine geheime Liebschaft gepflogen habe."

Dieses konnte ich nicht ertragen, ohnmächtig stürzte ich nieder. Dominico brachte mich nach meiner Wohnung; dort verfiel ich in eine schwere Krankheit, redete irre und sprach nur einzig von Olivia. Dominico sorgte für mich als ein redlicher Freund. Nur langsam genas ich, und als ich zum ersten Male wieder nach Olivia fragte, da bat mich Dominico fle-

heutlich, des arglistigen, boshaften Geschöpfs nicht weiter zu gedenken, sondern rieth mir, da meine Geschäfte beendigt wären, bald möglichst wieder nach meiner Vaterstadt zu eilen. Dieses that ich denn auch, und wie es mir in Danzig hier weiter erging, ist männiglich wohl bekannt. Nur will ich nicht verbergen, daß Olivia's Bild noch oft vor meiner Seele stand, und ich mich der Thorheit schuldig machte, da ich mit dem Handelshause Bertrand zu Antwerpen in Verbindung kam, mich bei dem jungen Bertrand, den ich auf meinen Reisen persönlich kennen gelernt hatte, insgeheim nach dieser Olivia zu erkundigen.

Mit Schrecken, doch nicht ohne einige Freude, erfüllte mich nun ein Brief von Bertrand, worin sich auch ein an mich von Olivia gerichtetes Brieflein befand, welches also lautete:

„Ohne Dich, Du geliebter Treuloser, kann ich nicht leben. Daß Du mich so schnöde verließest, gegen Deine feierliche Zusage unsere Liebe dem Grimaldi verrietheſt, darüber müßte ich Dich verabscheuen, mit unversöhnlicher Rache bis ans Grab verfolgen, wenn meine Liebe nicht noch größer wäre, als mein Zorn. Alles

habe ich Dir aufgeopfert. Alles durch Dich verloren, nur nicht den Ring, der vormals Deiner Mutter gehörte, und den Du selbst beim feierlichen Gelübde heiliger Treue an meinen Finger stecktest. Ihn werde ich Dir vorhalten, er mag Dich an Deine Schwüre erinnern; denn ich eile zu Dir, um in Deinen Armen der Liebe höchstes Glück, oder durch Dich den Tod zu finden."

Alle Gefühle der ersten Liebe erwachten; gerne hätte ich Olivien für unschuldig und engelrein erklärt; nur daß dieser Brief durch Bertrand kam, dieß bestärkte Dominico's Aussage, die mein liebetrunkenes Herz so gerne für eine Lüge erklärt haben würde. Ich schwankte einige Tage unentschlossen; endlich schrieb ich an einen Freund nach Antwerpen, und bat ihn im Vertrauen, mir über Olivia's Verhältnisse mit Bertrand Nachricht zu ertheilen. Zugleich schrieb ich nach Venedig an Dominico, daß er mir von Olivia, und auf was für eine Art sie von dort sich entfernt hätte, Nachricht geben möchte. Mich ängstigte zuweilen der Gedanke: sie würde hieher kommen, und oft war dies wieder mein innigster Wunsch; denn jene thörichte Leidenschaft war noch immer in meinen Herzen.

Bevor ich noch über sie und das Betragen, welches ich gegen sie zu beobachten hätte, einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, langte sie hier an, und bei meiner Denkungsart wars mir schon äußerst angenehm, sie für einen mir empfohlenen Jüngling ausgeben zu können. Sie bot Alles auf, mich wieder zu fesseln und bald hatte sie auch ihren Zweck erreicht. Ich Thörichter glaubte dem Mährlein von ihrer Unschuld, denn ich wünschte sie unschuldig. Sie drang nun in mich, daß ich mein Eheversprechen erfüllen sollte, und ich war hierzu schon nicht abgeneigt, als ein Brief aus Antwerpen ankam, der es nicht unwahrscheinlich darthat, daß sie mit Bertrand in unerlaubten Verhältnissen gestanden, und dieser auf Geheiß seines Vaters die Buhlerin fortzuschaffen gezwungen worden. Dieses kühlte mich ab; dennoch so oft ich dazu den Entschluß faßte, und selbst Gott um Beistand bat, war ich mich von ihr loszureißen nicht im Stande. So hatte sie mich bestrickt, und würde vielleicht ihren Zweck dennoch erreicht haben, wenn nicht ein Brief Dominico's mir die Nachricht gegeben hätte, daß Olivia, im Vertrauen ich würde sie in der nächstkommenden Nacht abholen, nicht nur ihre ei-

gene Habe, sondern auch selbst alles Silbergeschirr Condottieri's, und aus dessen erbrochenen Geldkasten eine Menge Zechinen zusammengepäckt hatte. Da ich mich aber aus den oben erzählten Gründen nicht einfand, gerieth sie in Schrecken, und eilte mit ihrer Beute nach Venedig um mich aufzusuchen, und wenn sie mich nicht fände, allein abzusegeln.

Ungünstige Winde hielten das Schiff auf; Condottieri entdeckte den Raub, den er doch Niemanden als der Entflohenen beimessen konnte, und da bekanntlich die Polizei zu Venedig so äußerst schlau und strenge ist, so wurde sie bald entdeckt, und in das Gefängniß unter den Bleidächern gebracht. Sie würde auch unstreitig wegen ihres Raubes mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht Condottieri, der noch immer einige Liebe für sie fühlte, es durch seinen Anhang und manche Beschönigung ihrer That dahin gebracht hätte, daß ihr das Leben geschenkt wurde, wozu auch Grimaldi und dessen Sohn, welche sie aber auch gerne entfernt haben wollten, doch bloß unter der Bedingung mitwirkten, daß sie mit der Landesverweisung belegt, doch ihr selbst aus Mitleiden noch einiges Reisegeld zugesandt wurde. Dieser

Brief erschütterte mich heftig. Doch würde ich selbst hierdurch noch nicht zu dem unwandelbaren Entschlusse gekommen seyn, mich völlig von ihr loszureißen, wenn ich nicht durch sonderbare Schickung den Besuch des ehrwürdigen Doctor Färber erhalten hätte.

Gegen diesen frommen Mann schüttete ich mein ganzes Herz aus. Ich gelobte Gott, mich von der arglistigen Buhlerin zu trennen; diese merkte es wohl, daß etwas in meinem Herzen vorging, und bot alle ihre Kräfte auf. Daher vermochte ich nicht, ihr mein Vorhaben ins Antlitz zu sagen. Doch that ich es durch ein Schreiben, worin ich ihr eine Summe, oder, wenn sie es lieber wollte, ein Jahrgeld unter der Bedingung anbot, daß sie nicht mehr vor mir erscheinen, Danzig verlassen und einen andern Wohnsitz erwählen sollte. Sie gab mir keine Antwort, drängte sich aber zu mir, und bot Alles auf, meinen Entschluß wankend zu machen. Ich aber hatte durch Gebet und dadurch, daß ich zum Tische des Herrn gegangen war, eine solche Stärke erlangt, daß ich alle Versuchung von mir zu weisen vermogte. Da ergriff sie ein Messer, mit den Worten, daß, ehe ich sie verstoßen könnte, ich sterben müßte.

Sie stieß gräßliche Flüche und Verwünschungen aus. Ich aber entwand ihr das Messer. Nun aber griff sie nach dem, welches an der Stelle, wo ich gegessen hatte, auf dem Tische lag und stieß sich solches in die Brust." —

Dieser aus den Akten entlehnten und nur etwas abgekürzten Aussage schaffte noch überdem das Zeugniß des ehrwürdigen Färber bei vielen nahmhaften Bürgern, ehrbaren Schöppen und Rathmännern völligen Glauben. Nur der Bürgermeister Müller, dessen ältester Sohn, der Rathsherr, und sein zweiter Sohn der Schöppen- und Gerichtsherr war, stemmten sich dagegen. Alle drei waren hoch studirt, und beider Rechte Doctoren, führten Exempel an, daß große Bösewichte gerade, um ihr Verbrechen desto unwahrscheinlicher zu machen, zuvor zum Tische des Herrn gegangen wären. Auch bewiesen sie aus geistlichem und weltlichem Rechte, wie sehr man die letzten Worte eines Sterbenden achten müsse. Sie verbreiteten selbst und durch ihre Anhänger allerlei Gerüchte von Arnolds Undank gegen das Müllersche Haus, wie er dessen Handel an sich gezogen, und bei den Unfällen mit Benedict Spott und Schadenfreude geäußert habe. Dadurch erstickten sie

das für ihn erwachende Mitleiden, und brachten es dahin, daß bei allen Ordnungen der Stadt Danzig wenigstens der Argwohn erwachte, Arnold könne doch wohl der Mörder Olivia's seyn, und da er solches herzhaft leugnete, ward gegen ihn auf die peinliche Frage erkannt. Alle Mühe des Doctor Färber, solches von ihm abzuwenden, war fruchtlos. Da begab sich der theure Greis zu ihm ins Gefängniß, ermahnte ihn, sich nicht durch den Schmerz zur falschen Aussage hinreißen zu lassen, sondern auf Gott, den Beschützer der Unschuld zu vertrauen, der bei dem Schwachen mächtig ist. Durch solche Ermahnung und Gebet erhielt Arnold große Kraft, und ging des folgenden Tags getrost in die Folterkammer. Dort wies man ihm die schrecklichen Marterwerkzeuge, und ermahnte ihn die Wahrheit zu bekennen; er aber blieb bei Betheurung seiner Unschuld. Da legte man ihm die Daumschrauben an und marterte ihn hart; er aber betete während der Pein zu Gott und blieb seiner Aussage treu.

Doctor Färber säumte auch nicht, überall für Arnolds Vortheil thätig zu seyn, besonders da dieser durch die schwere Marter erkrankte.

Und schon wurde hin und wieder die Strenge seiner Richter laut getadelt. Da verhörten diese Arnolds Hausgesinde, und die eine Magd sagte aus, sie habe auf Arnolds Befehl die Tischmesser in der nämlichen Woche schleifen lassen. Arnold läugnete gar nicht, daß er dies, weil die Messer stumpf gewesen wären, befohlen habe; Müller aber deutete dieses, als einen neuen Beweis des bösen Vorsatzes, und gebot, ihn auf die Folterbank zu bringen, um durchaus ein Geständniß zu erpressen. Da schrie Arnold erbärmlich; als er ihn aber noch immer weiter ausdehnen ließ, da rief er: ich sterbe, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Gericht! Nun gebot Müller nachzulassen, aber zu spät, denn Arnold verschied.

Um dem Gerede entgegen zu wirken, das Mitleid zu ersticken und den Argwohn zu erregen, als ob gegründeter Verdacht Statt gefunden habe, wollte ihn Müller, gleich einem Verbrecher, zur Nachtzeit unter die Erde bringen lassen; allein Doctor Färber widersetzte sich und sagte laut zu Jedermann: dem unschuldig zu Tode Gemarterten müsse ein ehrlich Begräbniß nicht entgehen. Er begleitete ihn auch selbst zu Grabe, als er auf dem Kirchhofe in der

Stille beigesetzt wurde. Und als er am folgengen Sonntage über den Text predigte: wer da fest stehet, der sehe wohl für, daß er nicht falle; da wandte die ganze Gemeinde einige Mal ihre Blicke auf den Bürgermeister und dessen Sohn. Färber aber war noch zuvor, ehe das Begräbniß Arnolds bewilligt war, mit beiden hart zusammen gerathen, und da hatte denn der Herr Bürgermeister gesagt, er solle nicht vergessen, wen er vor sich habe. Färber aber antwortete ganz getrost: ey was doch, der fromme Kirchenvater Ambrosius vergaß nicht, daß Theodosius, der Kaiser, auch sein Herr war, als er solchem den an den Bürgern zu Thessalonich verübten Mord öffentlich vorhielt. Der Kaiser demüthigte sich, und bekannte seine Missethat, Ihr aber seyd verstockt in Euerm Herzen, darum verkündige ich Euch, wie dieses die Propheten in Israel oft ihrem verstockten Oberherren thaten, Gottes Zorn und Strafe; denn das vergossene Blut schreiet zu Gott um Rache. —

Diese harte Rede hatte bereits den alten Bürgermeister sehr erschüttert; die scharfe Predigt that auch das Ihrige, und Müller kam nun todtenbleich mit gesenktem Haupte aus der

Kirche, und sprach kein Wort, bis man ihn zu Tische lud, und er in das Speisezimmer trat. Da schrie er laut auf, daß man den Arnold, der so auf seinem Sessel sitze, als er sterbend auf der Folterbank gelegen hätte, eiligst fortschaffen sollte. Jedermann entsetzte sich ob solcher Rede, aber Niemand hatte ein ähnlich Gesicht; Müller rannte aus dem Zimmer und schrie laut, man solle den Arnold zurückhalten, daß er ihn nicht verfolge. Man ließ sofort einen Arzt, und den Beichtvater Doctor Färber rufen. Der Arzt versicherte: Müller habe ein heftiges Fieber, und verordnete kühlende Mittel. Färber aber ermahnte ihn zu Gebet, Reue und Buße; aber Müller achtete darauf wenig, sondern sagte: seine Seele müsse dahinfahren; denn Arnold weiche nicht mehr von ihm, sondern lade ihn vor Gottes Gericht. Weder Gebet, noch Ermahnung wollten hier etwas verschlagen, sondern das Uebel mehrte sich mit jeder Stunde, und er starb nach drei Tagen indem er noch in den letzten Augenblicken sich selbst und seine Söhne, die ihn zum Bösen verleitet hatten, vermaledeite und verfluchte. Der Leichnam wurde schwarz wie eine Kohle, und ging so schnell in Verwesung über, daß man

mit der Beerdigung eilen mußte. Von seinen Söhnen starb der ältere, Martin, kinderlos, nach einem langwierigen Krankenlager; Petrus aber, der in Handelsangelegenheiten nach Gothenburg reiste, scheiterte während eines Sturms bei Bornholm und von allem Schiffsvolke wurde nur einzig der Steuermann gerettet, der beinahe vier und zwanzig Stunden lang auf dem Mastbaume umherschwamm. Müllers Kinder aber geriethen in Armuth und das ganze Geschlecht starb aus, so daß dreißig Jahre nach Arnolds Tode kein Mitglied davon mehr am Leben war.

Die drei Höllengaben oder des Teufels Großmutter.

Nach einer polnischen Volkssage.

Der Starost Vincentius Czernowolski, zum geistlichen Stande bestimmt, wurde in einem Convict der Jesuiten erzogen, als sein ältester Bruder kinderlos starb und er unerwartet aus der klösterlichen Stille, worin er seine Jugend verlebt hatte, in das Geräusch der großen Welt trat, gerade in den Jahren, worin der Jüngling zum Manne übergeht. In der Fülle der Gesundheit und Kraft, mit einem höchst vortheilhaften Aeußern, und als Erbe großer Güter wurde er überall freundlich aufgenommen, jeder seiner Wünsche wurde von den liebevollen Eltern, deren einzige Hoffnung er war, befriedigt, und jede Mutter wünschte, daß der junge schöne und reiche Mann sich um die Hand ihrer Tochter bewerben mögte. Nur eine auffallende Blödigkeit, Folge der einsamen klösterlichen Erziehung, wurde dem jungen Mann als Fehler angerechnet. Die Eltern ermahnten ihn nicht selten, solche abzulegen, und manche

Dame, angeblich um den jungen Mann ein wenig zu ängstigen, eigentlich aber um dem blöden Schäfer die ersten Schritte zu erleichtern, erlaubte sich kleine Neckereien und ein zuvorkommendes Benehmen, wodurch dann auch bald die ursprüngliche Blödigkeit des Jünglings verscheucht, und er zu allen Genüssen und zum Taumel der Sinnlichkeit stufenweise geleitet wurde. Die Eindrücke der frühern Erziehung, die Vorwürfe des Gewissens erwachten; es wurden noch hin und wieder gute Entschlüsse gefaßt, diesen aber fehlte Festigkeit und der Umgang mit jungen Männern von ähnlichem Alter in Getümmel der großen Welt, zum Theil von französischen Lehrern erzogen, lehrte ihn bald das Gute vergessen und einzig seinen Genüssen leben.

Die armen getäuschten Eltern freuten sich bald über die Gewandtheit und den guten Ton, worin ihr Sohn mit jedem Tage zunahm, und eine Reise nach Paris, wozu der Zufall die Gelegenheit darbot, sollte seine Bildung vollenden. Denn eine glänzende Gesandtschaft, bestimmt für Polens König Uladislaus um die Hand der schönen Maria Louise Gonzaga zu werben, begab sich damals nach Paris. Jünglinge aus den

ersten Familien schlossen sich an die Gesandtschaft an, unter ihnen auch Vincentius. Die Gelegenheit, hierdurch bei Hofe vorgestellt und mit Männern gleiches Alters aus Frankreichs ersten Familien bekannt zu werden, war ihm so willkommen und der Wunsch, es diesen vornehmen Jünglingen in allen Fällen gleich zu thun, riß ihn zu allen Genüssen fort. Zwei Jahre brachte er zu Paris hin; gleich im ersten starb sein Vater, und alles was der sparsame Alte an baarem Gelde gesammelt hatte, wurde von der gefälligen Mutter dem Sohne zugesandt und schnell verschwelgt. Ansehnliche Summen folgten, gegen Schuldverschreibungen aufgenommen, und endlich als die Mutter erklärte, daß ihr Kredit erschöpft wäre, da kehrte er mißmuthig und verstimmt auf die verschuldeten Güter zurück. Die Einsamkeit des Landlebens verbitterte noch die Zudringlichkeit der Gläubiger. Die Freuden der Tafel, und manches frohe Gelag sollten den Unmuth des Sohnes und der Mutter verscheuchen; allein es fehlten selbst die Mittel zur Fortsetzung dieser Lebensweise, und diese sollten durch eine reiche Heirath herbeigeschafft werden. Allein bedächtliche Eltern scheuten, ihre Töchter dem auch als Verschwender

bekannten Wollüstling zu geben, und Reisen nach Warschau, um dort durch glänzenden Aufwand zu täuschen uud hierdurch den vorgesetzten Zweck zu erreichen, erschöpften noch die letzten Quellen, und beförderten hierdurch das Ende der bereits kränkelnden Mutter, die in den letzten Tagen des Lebens in der Religion Trost gesucht und gefunden hatte.

Der Starost war sich jetzt selbst überlassen. Erinnerung an die Vergangenheit wurde nur von Reue begleitet, und vor ihm lag eine trübe Zukunft. Beides wünschte er zu vergessen. Französische Lektüre, die seinen Leichsinn erhöhte, Umgang mit jungen Männern ohne Kenntniß und Erziehung, die in Befriedigung grober Sinnlichkeit den höchsten Lebensgenuß setzten, tödteten zuletzt jedes gute Gefühl, welches noch aus den frühern Jahren bei ihm zurückgeblieben war, und die Jagd, die ihn früher nicht an sich zog, als die letzte noch übrige Gelegenheit sich zu zerstreuen, wurde von ihm jetzt leidenschaftlich getrieben.

Ein großer Forst gehörte zu seinen Gütern, und einst, als er in diesem einen Hirsch lebhaft verfolgte, trennte er sich hierdurch von den übrigen Jägern. Es war Herbst. Regen-

güsse stürzten bald vom trüben Himmel herab, und hinderten ihn um so mehr, den Weg nach Hause zu finden. Völlig durchnäßt gerieth er immer tiefer in den Wald, stieß bald die heftigsten Flüche aus und wünschte, nur irgend einen Ausweg zu finden. So irrte er umher bis gegen Mitternacht, und plötzlich glaubte er am Ziel seiner Wünsche zu seyn, da er von ferne ein Feuer bemerkte. Er spornte sein ermüdetes Roß durch das Dickicht, es ward immer heller; da hörte er mit einmal drei Stöße in ein Horn, und sah sich bald von einigen zerlumpten Kerln, wovon jeder ein Gewehr oder eine dicke Keule trug, umgeben, und bei dem Licht, welches die Flamme des großen Feuers verbreitete, sah er, daß es Zigeuner waren. Daß eine starke Bande in diesen Gegenden umherzog, war ihm bekannt. Sich hier mit Gewalt zu widersetzen schien ihm unzweckmäßig; er glaubte daher den Weg der Ueberredung versuchen zu müssen; nannte seinen Namen, sagte, wie er in diese Gegend gekommen wäre, daß er weder Kostbarkeiten noch eine gefüllte Börse bei sich habe, versprach aber eine reichliche Belohnung demjenigen zu ertheilen, der ihn aus dem Walde und auf die rechte Straße bringen wollte. Die Zi-

geuner unterredeten sich nun in ihrer Sprache, und nöthigten ihn hierauf abzusteigen und an ihrem Feuer sich zu setzen. Um dieses hatten sich Männer, Weiber und Kinder gelagert, manche darunter bereiteten ihre Speisen. Sie setzten auch ihm ein großes Stück gebratenes Fleisch vor; da er Hunger fühlte, ließ er es sich wohl schmecken und erneuerte hierauf seinen Antrag.

Zulebebbe, die Großmutter! riefen jetzt die Zigeuner und standen ehrerbietig auf, um einem gräßlichen alten Weibe Platz zu machen, die nun auf den Starosten zuging. Obgleich schon die Last der Jahre den Rücken krümmte, so war sie dennoch von seltener Größe, der hagere mit Lumpen bedeckte Körper glich einem Gerippe, die grauen Haare, die wild umher hingen, erhöhten das Gelbe der Haut. Das kleine feurige Auge schien mit den Runzeln des Gesichts im Widerspruch zu stehn, und ein freundliches Grinsen vermehrte noch den gräßlichen Ausdruck der Gesichtszüge. Nicht allein aus dem Walde sollen Dich meine Kinder bringen, sagte sie, sondern auch die Zukunft will ich dir enthüllen, Glück und Unglück will ich Dir aus Deiner Hand verkünden, will Dich

wichtige Geheimnisse lehren. — Sie ergriff seine Hand. Du wirst zum Landboten gewählt werden, Reisegeld wirst Du erhalten; ey, wie viele Liebchen und eine Gemahlin, wunderschön und reich, Glück, viel Glück, aber, — nun das kann sich finden; sie ließ die Hand fallen. Was ist unser Lohn?

Fordert! rief der Starost, der auf alle die Prophezeiungen nicht achtete, sondern nur davon zu kommen wünschte. Ist's in meinen Kräften, so sollt Ihr es gewährt erhalten.

Nun dann! antwortete die Alte, Du läßt uns hier in Deinen Wäldern ungestört hausen, nimmst hier meinen Enkel Gurreck, der Dich auch nach Hause geleiten soll, einen trefflichen Schützen, zu Deinem Jäger an; lässest, wenn Deine Nachbaren Beschwerde über uns führen und unsere Auslieferung fordern, uns durch ihn davon Nachricht geben. Wenn Du dieses zu thun uns durch einen Eid nach unserer Sitte und unserer Sprache gelobt hast: so kannst Du, sobald es Dir gefällt, sicher nach Hause gehen, und wir wollen Dir noch überdem mit unsern geheimen Künsten, die nicht so geringe sind als Du vielleicht denkst, dankbar zu Diensten seyn.

Der Starost freute sich, so wohlfeil abzu-

kommen und gerne ging er Alles ein. Da trat Gurreck hervor und umfaßte seine Knie, ein starker nerviger Jüngling, der bloß durch die etwas gelbe Farbe und ein tückisches Lächeln widerwärtig auffiel. Wann kann ich abziehn? fragte der Starost. Sobald Du den Eid geleistet hast, antwortete die Alte. Und da er sich augenblicklich hierzu bereit erklärte, winkte sie dem Haufen. Dieser begann sofort ein wildtönendes Lied, und so oft die Sänger schwiegen, stieß man in Hörner, die einen heulenden Ton von sich gaben. Die Alte stieg auf einen hohen Stein; um diesen legte man vier Feuerbrände nach allen vier Gegenden des Himmels. Zwei Zigeuner griffen dem Starosten unter den Arm und knieten vor dem Steine nieder. Sie sagten ihm Worte vor in einer unbekannten Sprache, wovon er weiter nichts als den Namen Christus und Maria verstand, die er langsam nachsprechen mußte. Die Alte lachte wild auf, nachdem er geendet hatte, und dieses schallende Gelächter wurde von allen Anwesenden wiederholt. Den Starosten überfiel ein heimliches Grauen; doch als Gurreck auf einem stattlichen Rosse herbeikam, und sich ihm zum Führer anbot, verschwand alle Furcht.

Die Alte langte nun aus ihrem Kober ein wohlversiegeltes Pergament. Hütet Euch dies zu erbrechen, sagte sie, es würde Euch ein großes Unglück zustoßen. Es ist darin weiter nichts, als eine Abschrift des Eides, den ihr geleistet habt. Hebet das Pergament wohl auf. Dies versprach der Starost zu thun, steckte es bei sich, nahm von den Zigeunern Abschied und jagte davon.

Bei seiner Rückkehr fand er die Seinen bereits sehr besorgt, und er erzählte ihnen nun, wie dieser junge Zigeuner, den er dafür in seine Dienste zu nehmen versprochen habe, ihm im Innern des Waldes begegnet wäre, und ihn glücklich nach Hause geleitet hätte. Niemand war damit unzufrieden, besonders da Gurreck immer fröhlich und guter Dinge war, täglich neue Possen riß, und dadurch bald der Liebling des ganzes Hofgesindes wurde. Nur Vater Protasius, der Hofkapellan schüttelte bedenklich den Kopf, weil Gurreck nie in die Kirche ging und auf die Frage: ob er ein Christ und getauft wäre? geantwortet hatte, daß er Beides nicht wisse. Und da ihn der Mönch nun beten und das Zeichen des Kreuzes lehren wollte, konnte er Beides gar nicht fassen; betrug

sich dabei vielmehr so tölpisch, daß selbst dem ehrwürdigen Mann zuweilen das Lachen darüber ankam, bis er ihn endlich mit den Worten, daß er die Perlen nicht vor die Säue werfen wollte, unwillig von sich jagte.

Indeß hatte der Kammerdiener das versiegelte Pergament in der Tasche des Kleids gefunden, und brachte es seinem Herrn, der solches, ohne viel darauf zu achten, in seinen Schrank verschloß. Daß jetzt ein Reichstag seyn sollte, davon hatte man bisher nichts gehört; als aber nach wenig Tagen ein Circularschreiben erschien, welches den Adel zur Wahl der Landboten zusammenberief, da erinnerte er sich, was ihm die alte Großmutter geweißagt hatte. Zum Landboten gewählt zu werden, hatte er vorher nie gewünscht; jetzt aber wich der Gedanke daran gar nicht mehr von ihm. Er lud die Nachbaren zu sich ein, um sich ihre Stimmen zu erbitten; allein er fand im Ganzen bei ihnen so wenig Neigung dazu, daß er sich des bittersten Aergers darüber nicht erwehren konnte.

Voll Unmuth ritt er auf die Jagd, horchte nicht auf alle die lustigen Lieder, die der hinter ihm reitende Gurreck pfiff und sang. Die-

ser erdreistete sich endlich zu fragen, was ihm fehle und warum er so betrübt sey. Was gehts Dich an, antwortete der Starost, Du kannst mir doch nicht helfen. Wenn ich es nicht kann, erwiederte Gurreck, so kann es doch vielleicht meine liebe Großmutter. Die übrigen Anwesenden lachten, weil sie diese Antwort für einen seiner Schwänke hielten. Aber dem Starosten fiel diese Antwort schwer aufs Herz, und nachdem er alle Jäger bei Seite geschickt hatte, fragte er, ob Gurreck wohl glaube, daß die Großmutter helfen könnte. Und als Gurreck solches bejahete, gebot er ihm, die Großmutter in sein Schloß zu rufen. Da meinte Gurreck: Vater Protasius und das ganze Hofgesinde würden darüber große Augen machen, und ob es daher nicht besser wäre, gegen Mitternacht, wenn Alles schliefe, weil alsdann der Herr mit ihm unbemerkt dahin reiten könne, die Großmutter auf die Landstraße zu bescheiden. Dieser war damit zufrieden. Gurreck sprengte nun ins Dickicht, kehrte nach ein Paar Stunden zurück und sagte dem Herrn insgeheim, daß Alles wohl bestellt sey. Dieser schämte sich zuweilen vor sich selbst, wie er von einem alten Weibe so viel Hülfe hoffen wolle; allein wenn

Stolz und Hoffnung erwachten, besonders wenn Gurreck in der Nähe war, fühlte er sich wie von einem geheimen Zauber zu der Alten hingezogen, und als er noch einen Besuch aus der Nachbarschaft, und durch diesen die Nachricht erhielt, daß der Kastellan Lipkowski, mit dem er vor dem Grottgerichte in einen Prozeß verwickelt war, die Stelle des Landboten erhalten würde: so schien ihm die bestimmte Zeit nicht schnell genug herbeizueilen.

Daher als Jedermann schlief schlich er sich aus seinem Schlosse. Gurreck mit den Pferden stand bereit, sie eilten nach dem Walde. Da sahen sie von ferne ein Feuer, und Gurreck, der darauf deutete, sagte nun seinem Herrn: dieses wäre das verabredete Zeichen, daß Zulebebbe ihrer schon am Kreuzwege harrete. Sie fanden die Alte dort neben dem Feuer sitzen.

Ich weiß schon, sagte sie zu dem Starosten, was Ihr wollt, und ich kann euch ungleich mehr gewähren. Sagt mir drei Wünsche, und wenn Ihr die Bedingungen, die ich Euch vorschlagen werde, eingehen wollt, so sollen sie Euch gewährt werden.

Nun, sagte der Starost, vermagst du so viel, so schaff mir Ehre und Ansehn, Geld so

viel ich bedarf, und die Gunstbezeugungen einer Jeden, die mir gefällt.

Kleinigkeiten, antwortete Zulebebbe, Alles sollt Ihr haben; nur müßt Ihr auch wieder drei Wünsche gewähren, die in Eurer Macht stehen.

Und welche Wünsche? fragte der Starost.

Ich weiß nicht, antwortete die Alte, was die Geister von Euch fordern werden.

Geister? wiederholte der Starost, dem doch hierbei zu schaudern begann.

Nun, antwortete Zulebebbe mit einem grinsenden Lachen, glaubt Ihr denn, ein altes Zigeunerweib könne Wunder thun? Drei mächtige Könige der Geister will ich Euch rufen; jeder giebt Euch eine Gabe, und Ihr gebt jedem ein Gegengeschenk.

Aber wenn Sie meine Seele forderten. —

Nun, antwortete die Alte, drei Dinge könnt Ihr ausnehmen, so daß sie der Geist nicht fordern darf. Bloß wenn Ihr eine von den geforderten Gaben verweigert, dann kann der Geist, dem sie gebührt, eine von den drei ausgenommenen Sachen, welche er will, an die Stelle setzen. Ich will euch nicht drängen, nehmt Euch drei Tage Zeit, Ihr findet mich

alsdann um Mitternacht an der nämlichen Stelle, kommt Ihr nicht, so hat unser Geschäft ein Ende.

Die Alte stand auf und ging nach dem Walde, der Starost rief ihr nach, sie hörte nicht und verschwand bald hinter den Bäumen. Der Starost aber ritt schweigend und nicht ohne banges Herzklopfen nach Hause. Er warf sich die Nacht hindurch schlaflos auf seinem Lager umher, und als er nach einem kurzen Morgenschlummer wieder erwachte, da schien es ihm, als ob ihn ein böser Traum geängstigt habe, bis er wieder Alles lebhaft in sein Gedächtniß zurück rief, und sich von der Wahrheit des vorgefallenen überzeugte.

Anfänglich wollte er die Sache dem Vater Protasius entdecken; aber da er davon keinen Gebrauch zu machen beschloß, so schien es ihm bald unnöthig, um so mehr, da er über das Zuratheziehen der Mönche und Beichtväter so häufig gespottet hatte. Am zweiten Tage fiel es ihm ein, daß er ja seine Seele und seinen Leib ausnehmen könne, und daß alsdann die drei Gaben nicht verwerflich wären. Am dritten Tage gedachte er noch, daß er ja auch das Leben und Blut jedes seiner Nebenmenschen

ausnehmen könne. Und alsdann schien ihm an der ganzen Sache nicht viel Bedenkliches zu seyn. Am nämlichen Tage erhielt er noch zwei Briefe, worin ihn seine Gläubiger zu verklagen drohten, die er aber jetzt nicht zu bezahlen im Stande war. Doch hatte er noch keinen Entschluß gefaßt; als aber Gurreck, der während dieser drei Tage nicht vor ihm erschienen war, am Abend des dritten Tages insgeheim anfragte: ob er gegen Mitternacht satteln sollte? bejahete er die Frage. Späterhin wollte er den Befehl zurücknehmen, doch Gurreck war im ganzen Schlosse nicht zu finden, und da es nun gegen Mitternacht kam und ihm seine Einbildungskraft alles Glück vorspiegelte, er den Gurreck unter seinem Fenster pfeifen uud singen, und zugleich das Wiehern der Pferde hörte, warf er eiligst den Pelz um und eilte mit Gurreck nach dem bestimmten Ort. Sie sahen das Feuer, fanden die Alte wieder dabei sitzen. Die befahl nun dem Gurreck, daß er mit den Pferden bei Seite gehen, der Starost hingegen neben ihr in den Kreis treten sollte, den sie nun mit einem Stäbchen in der Erde zog. Er wollte sprechen, sie winkte ihm zu schweigen, zog ein schwarzes Buch unter ihren Kleidern hervor

und las murmelnd. Da heulte der Sturmwind durch den Wald, daß die Eichen erkrachten, dunkele Wolken verhüllten den Mond, am ganzen Himmel war kein Stern mehr sichtbar und von ferne schallte ein Posaunenton, dem Donner ähnlich. Machiel! rief nun die Alte, erscheine.

Ein geharnischter Ritter einem Riesen ähnlich in einer schwarzen Rüstung reichlich mit Gold verziert, darüber ein Kriegskleid von Purpur, kam aus dem benachbarten Walde herbeigetrabt; er ritt auf einem schwarzen Rosse, mit Decken von Purpur und Gold geschmückt; am Arm trug er einen schwarzen Schild, darauf standen drei goldene Todtenköpfe. In der Rechten hatte er eine große Lanze, die streckte er gegen den Kreis aus und sprach mit einer Donnerstimme: Vincentius was willst Du?

Die Alte stieß nun den Starosten an. Ehre und Ansehn, sagte er zitternd.

Gewährt, erwiederte der Geist, wenn Du mir auch eine Gabe giebst, drei Dinge magst Du dabei ausnehmen.

Von der Alten aufgereizt antwortete er: ich nehme aus meinen Leib, meine Seele, meines Nächsten Leben und Blut.

Gewährt! rief der Geist; aber wenn Du die Gabe, welche ich fordere, mir nicht giebst, so mag ich von dem Ausgenommenen wählen, was mir beliebt. Antworte! rief die Donnerstimme.

Der Unglückliche stammelte ein Ja.

Ein kleines Buch warf der Geist in den Kreis. Schlage auf! rief Machiel; so oft Dir nach Ehre und Ansehn gelüstet, es wird Dir zeigen, wie Du dazu gelangst.

Er wandte sich und jagte davon. Aufs Neue wiederholte die Alte die Worte der Beschwörung und rief den Namen Apiel. Es rollte ein unterirdischer Donner, die Erde erzitterte, es öffnete sich vor dem Kreise eine Kluft und ein Greis stieg aus derselben; er hatte eine Krone von Gold und Edelsteinen auf dem Haupt, und war mit einem königlichen Mantel bekleidet. Frage und Antwort waren den vorigen gleich, außer daß der Verstockte jetzt nur Geld forderte.

Einen Ring zog Apiel von seinem Finger und warf ihn in den Kreis. So lange Du diesen, sprach er, am Finger trägst, wird Dir jeder Alles, was er besitzt, anvertrauen; kannst Du Dir aber durch solche Anleihen nicht

helfen, so klopfe zur Mitternachtsstunde mit dem Ringe drei Mal auf den Tisch und fordere, was Du bedarfst; doch thue dieses selten, denn Anleihen werden Dir immer helfen.

Zum dritten Mal erfolgte die Beschwörung, und der Name Asmodi wurde gerufen. Ein Jüngling, halb in eine Wolke gehüllt, schwebte zur Erde nieder. Fragen und Antworten wurden wiederholt; Gegenliebe forderte der Starost; ein kleines Fläschchen warf Asmodi in den Kreis.

Wer neun Tropfen, sprach er, daraus genießt, wird von der glühendsten Leidenschaft zu Dir entbrannt. Doch nicht mehr als neun Tropfen; sonst stehe ich für nichts.

Er verschwand.

Nimm die drei Höllengaben, sagte Zulebebbe, Deine Wünsche sind erfüllt.

Und was soll ich dagegen thun? fragte er zitternd.

Zu seiner Zeit wird man es Dir sagen, antwortete die Alte.

Da kam Gurreck mit den Pferden, der Starost wischte sich den Angstschweiß von der Stirne und jagte nach dem Schlosse. Am folgenden Morgen gedachte er der Landbotenwahl,

schlug sein Buch auf und fand darin eine Rede, die er vor dieser Wahl halten sollte. Sie war vortrefflich; mit Rührung wurden die Anwesenden ermahnt, ihre Stimmen einem Manne zu geben, der das Vaterland kenne, seine Noth beherzige, Trägheit nebst jeder schonenden Rücksicht verachte, und sich selbst für das allgemeine Wohl aufzuopfern bereit wäre. Es folgte nun eine Danksagung, worin der Gewählte alles Dieses zu erfüllen gelobte, und der Starost hielt nun diese Rede; Alles wurde entzückt. Greise, die ihn vorher als einen ausschweifenden jungen Mann gering geschätzt hatten, drückten ihm mit Thränen die Hand. Es erscholl ein allgemeiner Zuruf, daß man keinen würdigern Landboten als ihn erwählen könne, und die Danksagung, die er nun hielt, erhöhte noch den allgemeinen Beifall. Mit hoher Selbstzufriedenheit kehrte er nach Hause zurück, wo ihm der hocherfreute Gurreck seinen Glückwunsch abstattete. Die Wahl, sagte der Starost, ist gelungen; aber woher nun das Geld zur Reise und zum erforderlichen Aufwande? Wohnt nicht, antwortete Gurreck, indem er auf den Ring deutete, den der Starost bereits am Finger trug, der reiche Jude Gerson im näch-

sten Städtchen? Der Starost lächelte ihm Beifall und beschloß den Versuch am folgenden Tage.

Gerson, ein Greis, war geschätzt von Juden und Christen; denn täglich studirte er den Talmud und erfüllte aufs genaueste die Vorschriften der Rabbinen; er ließ aber auch keinen Armen, der die Hand bittend gegen ihn ausstreckte, hülflos von sich, und gab den Zehenten seines Erwerbs den Dürftigen, ohne nach ihrem Glauben zu fragen. Längst war er Wittwer, auch seine Kinder ruheten bereits im Grabe, nur Seba, seine Enkelin, führte seine Hauswesen und war seine Stütze und Freude. Um ihrer Schönheit und auch wohl um ihrer reichen Mitgabe willen hatten sich die ersten ihres Volks um Seba's Hand beworben; aber diese hatte jeden Antrag von sich gewiesen und erklärt, daß sie, so lange der Großvater lebe, sich nimmer von ihm trennen werde. Gerson aber begnügte sich jederzeit mit einem mäßigen Vortheil, und war daher nicht gleich geizigen Wucherern durch einen großen vorgespiegelten Gewinn zu unsichern Anleihen zu verleiten. Vergeblich war daher alle Mühe der Unterhändler des Starosten, als dieser unerwartet

selbst in das Zimmer trat. Gerson, der eben den Targum Onkelos mit dem Targum Gerusschalme verglich, sprang eiligst unter dem Tische hervor, um die Knie des gnädigen Herrn zu umfassen, der nun eine Anleihe von 3000 Dukaten forderte. Ohne Bedenken bewilligte Gerson die beträchtliche Summe, und nahm mit der dargebotenen Handschrift vorlieb. Die Blicke des Starosten ruhten indeß auf der schönen Seba. Sittsam beantwortete sie die Fragen des Starosten, schlug bei seinen glühenden Blicken die Augen nieder und entfernte sich bald aus dem Zimmer; aber das Bild des schönen aufblühenden Mädchens erlosch dadurch nicht in der Seele des Wollüstlings.

Gurreck, jetzt der Liebling des Starosten, wurde bald mit dessen Gefühlen bekannt und gab den Rath, das Geschenk Asmodi's hier zu prüfen, und weil, so lange sich Seba in dem Hause des Großvaters befand, dieses Schwierigkeiten haben würde, sie daraus zu entführen. Da aber Gurreck wegen seiner Bekanntschaft in dem kleinen Städtchen und seiner auffallenden Physiognomie ihn mit der Ausführung zu verschonen bat, so wurde solche von dem Starosten Andern übertragen. Die Sache war leicht;

denn oft ging Seba auf den Kirchhof, um gemäß der Vorschrift ihres Gesetzes bei den Gräbern ihrer Eltern zu beten, und machte von dort zuweilen mit ihren Gespielinnen einen Spaziergang in das benachbarte Wäldchen. Hier lagen die Leute des Starosten auf der Lauer, sie sprangen mit gezogenen Säbeln hervor, die Mädchen schrien und liefen. Man ließ die übrigen laufen, nur Seba wurde ergriffen; einer der Räuber setzte sie vor sich aufs Pferd, und jagte mit ihr, der Verabredung gemäß, nach einem abgelegenen Gut des Starosten, wo schon Alles zu ihrem Empfang bereitet war.

Das arme Mädchen jammerte und weinte, nannte unaufhörlich den Namen ihres Großvaters und wollte weder etwas essen noch trinken. Endlich erschien der Starost; die gutmüthige, unschuldige Seba glaubte in ihm ihren Befreier zu erblicken und bat ihn, sie zu ihrem Großvater zurückzuführen. Er versprach ihr solches und ihr Dank war gränzenlos. Er erlaubte sich einige Liebkosungen. Seba's Hoffnungen sanken, sie errieth ihr Schicksal und in wessen Händen sie war. Zwei Tage schon hatte sie nichts gegessen. Sie wurde bleich, zitterte und war einer Ohnmacht

nähe. Nimm, sagte der Starost, etwas Wein zu Deiner Erquickung. Er eilte nach dem Weine, öffnete das Fläschchen Asmodi's; aber Zerstreuung und Heftigkeit machten, daß er die schnell herausfallenden Tropfen nicht zählte. Die Unglückliche genoß, und schnell äußerten sich die Folgen des höllischen Tranks. Mit glühender Lippe wurden von ihr die Küsse erwiedert, fest umschlang sie den Starosten, dieser hielt sich am Ziel seiner Wünsche, als sie mit einem gräßlichen Schrei von seinem Schoße sprang. Sie sprach verwirrt, ihr Auge rollte wild, und in wenig Augenblicken äußerte sich die höchste Raserei. Vergeblich suchte der Starost so viel Hülfe als die gegenwärtige Lage möglich machte; aber selbst Gurreck, in den Wald gesandt, brachte von Zulebebbe die Antwort, daß Alles vergeblich wäre, und nach drei Tagen war Seba nicht mehr. Der nämliche Diener, der sie entführt hatte, erhielt den Auftrag, sie zu verscharren. Er glaubte mit weniger Mühe abzukommen, entkleidete gefühllos den Leichnam und warf ihn in den benachbarten Fluß.

Den alten Gerson hatte die Nachricht von der Entführung seiner Enkelin in das größte

Schrecken gesetzt, er bot umsonst Alles auf, Nachricht von ihr zu erhalten. Da kamen am sechsten Tage einige Fischer mit der Nachricht, daß sie einen Leichnam im Fluße gefunden hätten, der nach ihrer Beschreibung Gersons vermißte Enkelin war. Der unglückliche Greis überzeugte sich durch den Anblick von der Gewißheit. Sein Jammer war unaussprechlich, doch tröstete er sich mit dem Glauben an Gott, ließ den Leichnam zur Erde bestatten und auf den Grabstein die Worte aus dem Hiob setzen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet.

Ein Paar Tage lang war der Starost nicht bei froher Laune; doch bei der Abreise zum Reichstage wurde bald Seba und ihr Schicksal vergessen. Die Reise war glücklich, außer daß an einem Abende ein Rad brach. Ein Edelhof zeigte sich in der Ferne, und Gurreck sprengte hin, um für seinen Herrn ein Nachtlager zu erbitten. Der Besitzer des Edelhofes und seine Familie empfingen freundlich den vornehmen Gast, und ungeachtet des einfachen Kleides und des beinahe klösterlichen Wesens zog Fräulein Veronika bald die Augen des Wollüstlings an sich. Die Mutter erzählte, sie habe ihre

Tochter durch ein Gelübde dem Kloster geweiht, und in wenig Wochen wäre ihre Aufnahme in das Kloster der Karmeliternonnen bestimmt. Der Starost bedauerte, daß eine solche Schönheit der Welt verlohren gehen sollte; reizte die Eitelkeit des unerfahrnen Mädchens, und war überhaupt so herablassend, so verbindlich, daß, nachdem ihm sein Schlafzimmer angewiesen war, die ganze Familie Drebinski nicht Worte genug zu seinem Lobe hatte, und während diesen Gesprächen spät einschlief. Auch der Starost konnte nicht schlafen, Veronika schwebte vor seiner Phantasie. Doch als er nach Asmodi's Geschenk griff, da war es, als hielte ihn Seba's Schatten zurück; doch bald schien ihn dies nur behutsamer zu machen, neun Tropfen ließ er vorsichtig in ein Gläschen fallen, mit dem Entschluß, sie bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Am folgenden Tage lud Drebinski seinen Gast ein, da ohnehin die Ergänzung des Rades Zeit erfordere, einen Ruhetag zu machen, und bald fanden sich auch die Gäste ein, die man zur Gesellschaft des Starosten schnell eingeladen hatte; unter diesen auch der Bruder Drebinski's mit seinem Sohn Ignatius und

seiner Tochter Franziska. Diese, zu Warschau erzogen, war gerade nicht schön; aber ihr feurig rollendes schwarzes Auge und ein Bestreben, durch Munterkeit und Gewandtheit zu gefallen, bewiesen, daß die Sitten der Hauptstadt nicht immer den günstigsten Eindruck auf sie gemacht hatten. Der Vater hatte sie wegen eines ärgerlichen Liebeshandels aus Warschau vor Kurzem zurücknehmen müssen. Sie freute sich jetzt einmal wieder in eine große Gesellschaft zu kommen, und bot alles auf, um den Starosten zu fesseln, der sie mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelte, um hierdurch seine Absicht auf Veronika um so mehr zu verheimlichen. Er hatte bemerkt, daß dieses fromme Mädchen statt Ungarischen Wein, womit sich die ganze Familie gütlich that, nur Wasser genoß, welches außer ihr Niemand trank. Da er nun am Abende, als die Gesellschaft laut und fröhlich war, ein Glas Wasser auf dem Fenster stehen sah, goß er unvermerkt die neun Tropfen hinein. Aber als die Gesellschaft schon auseinander ging, stand noch das volle Glas da.

Unwillig ging der Starost in sein Schlafzimmer, denn er glaubte seinen Zweck verfehlt zu haben, bald aber fühlte er sich, durch die

feurigsten Küsse geweckt. Der Wollüstling freute sich des gelungenen Plans, und bemerkte erst gegen den Morgen, daß er Franziska'n in seinen Armen hielt, die, ehe sie zu Bette ging, ein Glas Wasser zu trinken gewohnt, das welches sie auf dem Fenster gefunden, ausgeleert hatte. Kaum konnte er sie bewegen, ihn zu verlassen, und sie versicherte, so sehr er sie auch solches zu unterlassen bat, daß sie ihm nach Warschan nachkommen würde. Franziska vermochte auch kaum, den Ausbruch der Leidenschaft bei seiner Abreise zu mäßigen. Der Starost aber, mit der Wirksamkeit seines höllischen Mittels bekannt, beschloß, bei seiner Rückkehr den jetzt gegen Veronika nur zufällig unterbliebenen Plan auszuführen.

Zu Warschau, wo er sich vor jeder Sitzung der Landboten aus seinem Buche Raths erholte, that er selbst nichts, hintertrieb aber manchen guten Vorschlag durch Rednerkünste und kühne Behauptungen, erwarb sich hierdurch Ansehn, wenigstens scheute jeder seinen Widerspruch und suchte daher seine Freundschaft. Doch hatte er sich auch hin und wieder manchen Haß zugezogen, und daher, als er einst sein Buch in die Hand nahm, sagte er unwil-

lig zu sich selbst: das Geschwätz allein wird mir nicht Ehre und Ansehen geben! und zu seinem Erstaunen fand er nun die Worte; Bewirb Dich um die Haud der schönen reichen und durch ihre Familie mächtigen Gräfin Radinska. Kaum hatte er bis zu dieser von Anbetern umgebenen jungen Wittwe seinen Blick zu richten gewagt, obgleich ihr zweideutiger Ruf zu einiger Kühnheit berechtigte; jetzt drängte er sich zu ihr, machte, da er ihr auf einem Balle einige Erfrischungen darbot, von dem Geschenke Asmodi's Gebrauch, ward beglückter Liebhaber und bald Verlobter der Gräfin, die auf seine Bitte wegen der Nähe der Fastenzeit die Hochzeit beschleunigte, und an der Hand der Neuvermählten hoffte er jetzt ganz den Jubel der Fastnacht zu genießen. Eine Maskerade machte den Anfang der Lustbarkeiten. Ein Harlekin war beständig in der Nähe des Starosten, und bat ihn, in ein benachbartes Kabinett zu treten, er folgte. Der Harlekin verriegelte die Thüre, entlarvte sich, es war Franziska. Ungetreuer, rief sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, mich, die ich durch Dich Mutter werde, hast Du verlassen! Er befand sich in einer schrecklichen Lage; denn die heftige

Leidenschaft seiner Gemahlin äußerte sich durch weitgehende Eifersucht. Er bot Franziska'n seine Börse an, sie warf ihm solche vor die Füße. Deine Liebe, rief sie, fordere ich und nicht dein Geld. Durch Bitten wurde sie, doch nicht eher als nach Verabredung geheimer Zusammenkünfte beruhigt, und zerstreut eilte der Starost in den Tanzsaal zurück.

Am folgenden Morgen erhielt er den Besuch eines der berühmtesten Advokaten. Der Schlaukopf hatte, sobald er die Verlobung des Starosten wußte, seine häufigen Schuldscheine für geringe Preise aufgekauft, und forderte jetzt auf einmal eine beträchtliche Summe. Der Name Gerson, der gleich beim ersten Blicke dem Starosten in die Augen fiel, erweckte das Andenken der unglücklichen Seba. Er kam hierdurch in Verlegenheit und bat um einige Tage Aufschub. Unwillig blickte er jetzt auf die Größe seiner Schulden. Ihre Bezahlung von seiner Gemahlin zu fordern, dagegen sträubte sich sein Stolz; sie durch neue Anleihen zu bezahlen, schien ihm eine bloße Frist. Unwillig gebrauchte er den Ring, und bei dem Klopfen erschien Apiel. Bezahle meine Schulden, sagte der Starost. Bezahle sie selbst! rief

der Geist, warf ein großes Pack auf den Tisch, hier sind Karten und Würfel, spiele mit diesen und Du wirst große Summen gewinnen. Der Starost folgte dem Rathe und konnte noch vor dem Ende des Karnewals seine Gläubiger befriedigen.

Einst hielt er Bank und bemerkte unter den Spielern einen jungen Mann, dessen Züge ihm bekannt schienen. Es war Ignaz, Franziska's Bruder, zur Aufsuchung der Schwester nach Warschau geschickt. Leidenschaftlich spielte er, verlor Alles und fragte nun: habe ich Kredit? Der Starost bejahete es. Immer höher spielte Ignaz und verlor eine beträchtliche Summe. Besuchen Sie mich morgen, sagte der Starost, denn er hatte die Absicht ihm alsdann zu erklären, daß er ihm die Schuld erlasse. Der stolze Ignaz aber betrachtete dieses als ein Mahnen, und dieses vollendete seine Verzweiflung. Am folgenden Morgen erhielt der Starost einen Brief von ihm: „Alles," schrieb er, „was meine armen Eltern nur auf„treiben konnten, gaben sie mir mit. Ich ha„be dieses verspielt, bin Ihnen noch eine „Summe schuldig, die ich nie bezahlen kann. „Als ein Ehrloser zu leben, die Vorwürfe mei-

„ner Eltern zu hören, und diese zu Grunde zu „richten, bin ich nicht im Stande; daher hat, „wenn Sie diesen Brief erhalten, ein Pisto„lenschuß mein Leben geendet. Sie sind, wenn „gleich nicht vorsätzlich, die Schuld meines To„des; wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern, „und meine unglücklichen Eltern trösten: so er„füllen Sie den Auftrag, der mich nach War„schau brachte; suchen Sie meine Schwester „Franziska auf, die sich zufolge unserer Nach„richten hier befindet, und liefern Sie dieses „verirrte Mädchen, das aus dem väterlichen „Hause entflohen ist, in die Arme der unglück„lichen Eltern zurück. Dann verzeihe Ihnen „Gott, so wie ich Ihnen mein Unglück ver„zeihe."

Der Starost fühlte sich erschüttert; er suchte den Vorsatz des Unglücklichen noch zu hindern, aber zu spät. Nie hatte er Franziska'n geliebt, ihr Anblick weckte sein schlummerndes Gewissen. Die Verblendete aber forderte täglich seine Gegenwart, und drängte sich, wenn solche unterblieb, in mancherlei Verkleidungen zu ihm. Er wünschte sie los zu werden, bot ihr große Geldsummen, gab ihr den Rath sich mit einem Manne, den diese Aussteuer reize,

zu vermählen. Vorwürfe und Thränen waren die Antwort. Ihre Gestalt wurde an ihr immer mehr zur Verrätherin, indeß Gram und Wuth die letzten Reize zerstörten, und durch ihre Zudringlichkeit und ihre glühende Leidenschaft wurde sie nun dem Starosten täglich mehr zuwider.

Dieses äußerte er einst gegen Gurreck. Was soll, sagte dieser, der Thörin ein Leben, welches ihr doch selbst eine Last ist? Wer es ihr nähme, würde ihr Wohlthäter seyn. Der Starost staunte; aber Gurreck setzte ihm dieses immer deutlicher auseinander, und so fand weiter keine Bedenklichkeit Statt, als wie die Schandthat auszuführen wäre. O, sagte Gurreck, Ihre Wirthin ist ein feiles Weib, 500 Dukaten müssen ihr zum Ankauf eines Giftes gegeben werden, und 500 Dukaten, sobald die Sterbeglocke über Franziska ertönt. Der Starost ging schweigend an seinen Schrank und reichte ihm 1000 Dukaten. Nein, sagte Gurreck, ein solcher Antrag muß durch keinen Unterhändler ausgeführt werden; denn dieser könnte solchen vielleicht verrathen; allein, wenn ein so vornehmer Herr selbst unterhandelt, so weist ihn kein geiziges Weib zurück. Der

Starost befolgte den Rath, Franziska lag am folgenden Tage bereits im Sarge. Das erwachende Gewissen wurde durch rauschende Vergnügungen, Schwelgerei und neue wollüstige Genüsse übertäubt.

Das einzige gute Gefühl, welches noch in seiner Seele erwachte, war Liebe für seine Kinder, ein Zwillingspaar, womit ihn seine Gemahlin im ersten Jahre seiner Ehe beschenkte. Diese, rauschenden Vergnügungen ergeben, nahm selbst auf die Kinder keine Rücksicht, allein als der kleine Vincentius und Marie, seine Schwester, den Vaternamen lallten, als sie ihm mit kindischer Unschuld schmeichelten, da ward ihm oft so wohl und so weh ums Herz, und als der alte Protasius die Kinder beten lehrte, da war es ihm, als ob er auch beten wollte; aber das Angstgefühl seiner Sünden erwachte, und er stürzte sich wieder um das Gewissen zu übertäuben in seine vorigen Zerstreuungen zurück.

Seine Gemahlin, die ihn mit der glühendsten Leidenschaft liebte, und daher schon Hang zur Eifersucht hatte, überzeugte sich bald, daß ihre Gründe dazu höchst wichtig waren. Unaufhörlich war der Starost von ihren Ausspä-

hern umgeben, täglich durch ihre Vorwürfe gemartert, und wenn er noch während einiger Augenblicke Alles zu vergessen schien, dann trieb der Gedanke: was doch wohl endlich noch die drei Geister von ihm fordern würden, den Angstschweiß aus seiner Stirn. Die Annäherung der Mitternachtsstunde erfüllte ihn daher mit Schrecken, und wenn er die Geisterstunde durchwacht hatte, so wurde sein Schlaf noch durch gräßliche Träume unterbrochen. So führte er ein jammervolles Leben, und alle Befriedigung seiner Sinnlichkeit gewährte ihm weder Ruhe noch wahren Lebensgenuß. Seine beiden ältesten Kinder hatten jetzt ihr drittes Jahr erreicht, glänzend feierte er ihren Geburtstag. Eben hatte er einen Tanz beendet und ging an den Schenktisch; die Hand zitterte, die er nach einer Erfrischung ausstreckte; denn eben schlug die Geisterstunde, und er wäre beinahe ohnmächtig hingesunken, als ihm ein Unbekannter mit einer eiskalten Hand an die seine faßte. Ich wünsche Sie insgeheim zu sprechen sagte dieser, und zog ihn mit sich fort nach einem der entlegensten Zimmer. Sind wir sicher, sagte der Unbekannte, prüfen Sie. Der Starost ging in die anliegenden Zimmer, un-

tersuchte sie und verriegelte die Thüren, er bebte aber bei seiner Rückkehr, als plötzlich die Gestalt des Unbekannten dahin schwand und sich in die des Asmodi verwandelte, von dem aber, weil ihn nun nicht mehr eine Wolke verhüllte, der Pferdefuß sichtbar war. Jetzt, sagte der Geist hohnlachend, komme ich, mein Gegengeschenk zu fordern, Deine beiden Kinder! Der Starost ermannete sich. Leben und Blut des Nächsten habe ich ausgenommen, sagte er.

Will ich sie denn tödten? antwortete der Geist, nein! sie sollen leben. Du bringst sie innerhalb drei Tagen um Mitternacht auf den Scheideweg; wo nicht; so gehörst Du mir. Deine Kinder aber überlieferst Du den Zigeunern, die sollen ihre Erziehung vollenden, und Deinen Sohn nicht etwa zu einem großen kühnen Räuber, sondern bloß zu einem gemeinen Diebe, und Deine Tochter zu einer gewöhnlichen Metze erziehen.

Mit teuflischem Gelächter verschwand Asmodi, indeß der bei allen seinen Lastern und Verbrechen, doch bejammernswürdige Vater, der auf den Geheiß des Höllengeistes seine Kinder der Schmach und dem Verderben opfern sollte, ohnmächtig niedersank.

Der Starost wurde im Tanzsaal vermißt. Ein Unbekannter hatte ihn abgerufen, die Eifersucht der Starostin erwachte. Sie ließ ihn suchen, das Zimmer war verriegelt, jedes Klopfen umsonst, die wütend eifersüchtige Frau gebot ihren Dienern das Zimmer zu erbrechen, und ohnmächtig lag ihr Gemahl auf dem Boden. Er ward ermuntert, zu Bette gebracht; die Musik verstummte und die Gäste gingen auseinander. Der Starost wollte, daß Niemand als Gurreck bei seinem Lager wachen sollte, und da Alles still war, schüttete er gegen ihn sein Herz aus. O, der liebe junge Herr, das schöne junge Fräulein, rief Gurreck, gebt sie nicht den Zigeunern; wenn ich daran denke, wie hart ich in meiner Jugend behandelt wurde, mich schaudert noch. — Dies erhöhte den Jammer des Starosten. Oft lag es fest in seiner Seele, er wollte die Kinder nicht geben, und sich dem Vater Protasius entdecken: aber der Gedanke, daß ihn dieses nicht retten, und was alsdann noch über ihn hereinbrechen könne, hielt ihn feigherzig zurück. So brach die dritte Nacht herein.

Gurreck, sagte der Starost, wenn Du die Kinder rauben und auf den Kreuzweg bringen könntest!

Ich kann es nicht über mein Herze bringen, antwortete Gurreck, und hat sie der Geist nicht von Euch gefordert? Die Pferde will ich bereit halten.

Jede Minute erhöhte die Höllenqual des Starosten, denn Gurreck, der Zigeuner, wollte sich nicht zu Begehung eines Verbrechens verstehen, zu dessen Ausführung er, der Vater, bereit stand. Schon schlug es eilf Uhr. Jetzt, mit einer Larve vor dem Gesicht schlich er auf den Zehen in das Schlafzimmer seiner Kinder, diese schliefen so sanft, die Wärterin schnarchte. Er hob die Kinder aus dem Lager; Maria that einen Schrei, ich ermorde Dich, sagte er mit verstellter Stimme, wenn Du nicht ganz still bist. Er lief mit den bebenden Kindern aus dem Schlosse, dort stand der vermummte Gurreck mit den Pferden. Die Kinder weinten erbärmlich, aber schwiegen, als der unnatürliche Vater seine Drohungen wiederholte. Er wickelte sie vor sich in seinen Mantel, setzte sich aufs Pferd, und so ging es nach dem Kreuzwege, wo schon wieder ein Feuer leuchtete.

Neben diesem saß Zulebebbe, und an ihrer Seite stand Asmodi. Der Starost wickelte schweigend die zitternden Kinder aus dem Mantel, und setzte sie auf die Erde.

Du hast Wort gehalten, grinste Asmodi; aber ein Pfaffe hat Deinen Kindern Heiligthümer umgehängt, löse diese ab.

Ich habe Euch sie bloß zu liefern versprochen. Hier nehmt sie.

Und Du mußt auch dabei jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, erwiederte Asmodi, so weit es in Deiner Kraft steht, oder —

Er löste jetzt auch die Bänder auf, welche Protasius aus gläubiger Hoffnung jedem Kinde mit einem Agnus Dei umgehängt hatte. Als aber die armen Kinder das gräßliche alte Weib auf sich losschreiten sahen: da falteten sie die kleinen unschuldigen Hände, und beteten jenen Stoßseufzer, wodurch sie Protasius vor dem Schlafengehen ihrem heiligen Schutzengel sich zu empfehlen gelehrt hatte. Plötzlich rollte ein schrecklicher Donnerschlag durch die Luft, und zwei weiße Tauben kamen herab, und jedem der Kinder flog eine auf die Schulter. Abermals rollte der Donner, indeß eine Stimme aus den Wolken ertönte: hinweg Ihr Ver-

fluchten, denn Engel Gottes schützen die Unschuld!

Da entflohen Zulebebbe und Asmodi mit großem Geheul, zum dritten Mal rollte der Donner, und der Starost sank betäubt auf den Boden. Als er sich erholte, da stand er allein mit den beiden Kindern am Kreuzwege; gerne wäre er gleich mit ihnen zurückgekehrt; aber er fürchtete Asmodi's Drohung. Daher stand er zaudernd: doch als der Hahn zu krähen begann, rief er laut: ich habe meine Zusage erfüllt. Er wickelte die Kinder wieder in seinen Mantel und kehrte mit ihnen zurück, setzte sie an die Thüre ihres Schlafzimmers; hieß sie hineingehen und lief eilend davon. Die Kinder aber weckten ihre Wärterin und erzählten ihr die Begebenheit, die aber glaubte, es wäre ein böser Traum. Nur Protasius, der die beiden Agnus Dei vermißte, fand die Sache bedenklich, wiewohl er sie nicht zu erklären wußte. Doch hing er ihnen nicht bloß neue Heiligthümer um, sondern that, was in seinen Kräften stand, um sie in der Furcht des Herrn, in Zucht und Ehrbarkeit zu erziehen.

Als aber der Starost jetzt mit leichterm Herzen in sein Zimmer trat, stand Asmodi vor

ihm. Ich habe, rief der Starost, meine Zusage erfüllt, was willst Du?

Nichts weiter antwortete Asmodi, als Dir sagen, daß wir quitt sind. Deine Kinder sind gerettet, Du aber freue Dich nicht, denn der feste Vorsatz zu einer bösen That gilt vor dem Richter dort oben der ausgeführten That gleich. Eine blaue schweflige Flamme schlug empor, in ihr verschwand der Geist; aber ein schwefliger Geruch erfüllte das Gemach und vergönnte dem Starosten während des Ueberrestes der Nacht keinen Schlaf. Die Erinnerung peinigte ihn schrecklich, und der Gedanke, daß die beiden andern Geister noch weit härtere Dinge von ihm fordern könnten, quälte ihn unaufhörlich. Seine Gesundheit schwand hin, seine Wange ward bleich, sein feuriges Auge erlosch. Bei jedem Geräusch fuhr er ängstlich zusammen, und bei allem Genuß von Schätzen, bei der höchsten Befriedigung von Sinnlichkeit hatte er keinen frohen Augenblick.

So verging ein Jahr, als er um sich zu zerstreuen auf den Rath der Aerzte nach Warschau reiste. Er saß am Spieltische bei den Karten Apiels. Er gewann unaufhörlich. Die Anwesenden bewunderten sein Glück, und er

blickte selbst mit einigem Wohlgefallen auf den vor ihm liegenden Goldhaufen. Da stellte sich ein Fremder an den Spieltisch, in wenig Augenblicken gewann er dem Starosten all sein Geld ab. Dieser erstaunte, darf ich mir Ihren Namen ausbitten, sagte er zum Fremden.

Ist Ihnen, erwiederte er, ein alter Bekannter, von dem Sie selbst diesen Ring zum Andenken an Ihrem Finger tragen, so fremde geworden?

Er setzte seinen ganzen Gewinnst auf eine einzige Karte uud verlor ihn wieder. Ueber den Starosten aber kamen jetzt alle Schrecken der Hölle; er konnte nicht weiter spielen, denn er ahnete, was ihm auch wirklich bevorstand, den Besuch in der Mitternachtsstunde. Apiel erschien.

Ich komme, sagte er, von Dir eine Kleinigkeit zu fordern. Deinen Pächter Wiernicki; beneidest Du ihn nicht, ist er nicht ein glücklicher Mann? Er hat ein redliches Weib, sieben gute Kinder, sein reichliches Brot, und hat Dir seine Pachtgelder pünktlich bezahlt.

Das hat er, sagte der Starost.

Aber, fragte der Geist, von Dir hat er doch keine Quittungen erhalten? Er hat auch keine Zeugen der geleisteten Zahlung?

Nein, sagte der Starost. Denn pünktlich kam er an dem Tage, an welchem er zu bezahlen hatte, in mein Zimmer; ich empfing das Geld. So wurde die Sache zur Gewohnheit, und nichts weiter dabei beobachtet.

Vortrefflich! rief der Geist. Du forderst jetzt die seit fünf Jahren rückständige Pacht, leugnest ihren Empfang, und wirfst ihn in das härteste Gefängniß.

Wie kann ich das, sagte der Starost, ich empfing ja das Geld!

O Du Mann von Ehre, betrügerischer Schuldner, falscher Spieler, Du willst wohl jetzt noch gar bedenklich seyn.

Aber die Gerichte werden sich des Unschuldigen annehmen. —

Bestich! rief der Höllengeist, an Gold soll es nicht fehlen; schwöre, wenn es noth thut, einen falschen Eid. Wo nicht — er schlug seinen Mantel zurück, streckte ein Paar gräßliche Krallen gegen den zitternden Bösewicht aus und verschwand.

Pünktlich gehorchte der Starost; dem Mann, der seine Kinder aufopfern wollte, dem war ja nichts mehr heilig. Vergeblich umfaßten die Frau und die Kinder des unglücklichen Wiernicki seine Knie; vergeblich verwandte sich Protasius mit freundschaftlicher Wärme für den Unglücklichen, und vermogte, von der Rechtschaffenheit und der Unschuld desselben überzeugt, die Härte und das Benehmen des Starosten gar nicht zu enträthseln. Er wandte sich nun an dessen Gemahlin, und rührte sie so sehr durch seine Vorstellungen, daß sie selbst das Geld hergab, welches Wiernicki angeblich schuldig war; doch unter der Bedingung, daß solches dem Starosten verschwiegen bleiben sollte. Diesem brachte nun Protasius das Geld, erhielt dessen Quittung und der Verhaftete hierdurch die Freiheit.

Wohl mir, sagte der Starost, da er allein war, er ist gerettet! Ich habe ein Verbrechen weniger begangen und dennoch meine Zusage erfüllt. Da tönte ein höllisches Gelächter und Apiels ihm wohlbekannte Stimme rief: O tröste Dich doch nicht, ein fester Vorsatz zum Bösen ist so strafbar, als die bloß vom Schicksal behinderte That!

So sehr ihm oft sein Gewissen diesen Vorwurf erneuete, so ward ihm doch wohl bei dem Gedanken, bereits die Forderung von zwei Geistern befriedigt zu haben; doch Ruhe war ihm fern, und er wünschte nur, durch immer neue Betäubung sich zu zerstreuen und fiel nun darauf, eine Sammlung von Gemälden zu veranstalten. Aber bei dem Anblick der Tugend und Unschuld erwachte die Erinnerung der frühern Jahre, worin er noch dem geistlichen Stande bestimmt war. Wenn er die Gemälde des Heilands und der Heiligen betrachtete, dann fiel es ihm aufs Herz, ihrer Erbarmung unwürdig zu seyn, und wenn er große und edle Thaten der Vorwelt abgeschildert fand, dann erschütterte ihn das Bewußtseyn der eigenen Verächtlichkeit. Schnell wurde daher diese Liebhaberei aufgegeben. Pferde und Hunde, die Jagd und der Becher sollten jetzt die Stimme des innern Richters ersticken, aber umsonst. Da hörte er, daß ein Polnischer Gesandter nach Paris gehen sollte. Er wünschte die Stelle, schug sein Buch auf, und fand darin die Weisung: Laß folgende Briefe an deine Gönner und Freunde abgehen. Er schrieb, da schlug die Uhr, er zählte zwölf Schläge, und

wollte den Sessel vom Schreibtische zurückschieben, er vermochte es nicht. Er blickte umher, den Grund zu entdecken, und sprang ängstlich auf; denn hinter seinem Stuhle stand Machiel. Erschreckst Du so vor einem alten Bekannten? sagte der Geist. Ich komme bloß, von Dir eine kleine Gefälligkeit zu fordern. Ueber drei Tage ist das Frohnleichnamsfest, schon macht man die Anstalten zur Schmückung der Kirche. Stecke den Hochaltar bis dahin in Brand, damit die geweihten Hostien ein Raub der Flamme werden. Hier ist Schwefel, Zunder und ein Feuerzeug; bey dem ersten Schlage des Stahls giebt es herrliche Funken; ich will Dir die Mühe erleichtern.

Soll ich am Heiligsten freveln? rief der Starost.

Hast Du Dummkopf denn geglaubt, daß ich Dich zur Frömmigkeit leiten würde? fragte der Geist.

Er schlug jetzt das Visir des schwarzen Helms zurück, aus dem der gräßlichste Teufelskopf hervorblickte.

Gehorch! rief dieser, indem er die Zähne fletschte und die ganze Erscheinung verschwand,

nur der Schwefel und das Feuerzeug blieben zurück.

Als der Starost zur Besinnung kam, fiel sein erster Blick auf das Bild seiner Mutter. Diese war oft bei Anbruch des Tages, besonders an den Sterbetagen ihres Gemahls und ihrer Kinder in die Schloßkapelle gegangen, um bei den Gräbern ihrer Lieben für die Seelen der Abgestorbenen zu beten, und unter ihrem Gemälde hing noch ein Schlüssel, dessen sie sich bediente, um aus einem Zimmer des Schlosses gleich auf das herrschaftliche Chor zu gelangen. Er blickte nach dem Schlüssel und dem Bilde. Es war ihm, als ob die Augen der Mutter wehmüthig auf ihm ruhten, er fühlte jetzt ganz die Angst der Hölle. O! rief er in der Verzweiflung, was nützt mir Alles! Der ärmste Bettler ist glücklicher, denn er hat noch Hoffnung, Gebete und Thränen! Er knirschte mit den Zähnen und warf sich in wilder Verzweiflung auf den Boden nieder. So brach der Tag an. Sein Zustand wurde noch schrecklicher durch die Mühe, die er sich gab, ihn zu verbergen.

So quälte er sich zwei Tage, endlich brach die dritte Nacht herein. Jetzt, sagte er, oder

nie. — Er setzte das Licht in das Vorzimmer, fest hielt er die Augen zu, denn er wollte das Bild der Mutter nicht sehen, bedeckte sie noch mit der einen Hand, mit der andern tappte er nach dem Schlüssel, und lief, als er diesen gefunden hatte, eiligst aus dem Zimmer. Die Stille der Mitternacht vermehrte noch das Gräßliche seiner Stimmung. Er trat in die Schloßkapelle, die nur durch eine von der Decke herabhängende Lampe spärlich erleuchtet war. Da er jetzt die Treppe des Chors hinab stieg, mußte er über das Gewölbe, worin die Gebeine seiner Eltern und Vorfahren ruhten. Er schlug im Gehen das Feuer an, schon brannte der Schwefel, da tönte wie ein Ach! aus der Gruft und der Schwefel erlosch. Er blieb einige Augenblicke stehen. Da erschien die Gestalt Machiels vor seiner Phantasie; er stürzte fort, und schlug das Feuer zum zweiten Mal an. Er mußte bei dem Beichtstuhl vorüber, wo ihm Protasius, als er das erste Mal zur Beichte ging, Gehet hin in Frieden zugerufen hatte. Ein Ach! ertönte aus dem Beichtstuhle, der Schwefel erlosch zum zweiten Male.

Hierdurch erschüttert, wollte er zurückkehren, da erwachte die Erinnerung aller seiner Sünden, mit ihr zugleich ein Zweifel an Gottes Barmherzigkeit, und die Furcht vor dem Geiste der Hölle. Wie ein Rasender stürzte er nach dem Altar, zum dritten Male schlug er Feuer an, hoch loderte die Flamme des brennenden Schwefels. Er riß das Ciborium auf, um den Schwefel hineinzuwerfen. Wehe! schallte es jetzt durch die Kirche, der Schwefel erlosch zum dritten Mal. Ha! sagte er bei sich, der Vorsatz ist ja so gut wie die That. Sinnlos wollte er jetzt zum vierten Male Feuer anschlagen, da zerbrach der Stahl, der Stein und Schwefel entfielen seiner Hand. Er floh aus der Kirche, wohin er die Thüre offen ließ, in sein Schlafzimmer. Da hörte er die Annäherung einiger Menschen. Ein Offizier von den Reitern des Tribunals trat ins Zimmer. Ihr seyd, sagte er, mein Gefangener. Ich, rief der Starost, bin ein Polnischer von Adel, und der wird nicht eher gefangen genommen, bis er nach dem Gesetze überwiesen ist *)!

*) Neminem captivabimus, nisi jure victum. Diesen Grundsatz rechnete vormals der polnische Adel zu seinem höchsten Vorrechte.

Ihr seid überwiesen, sagte der Offizier und überreichte dem Starosten eine Schrift. Dieser las zitternd. Die Alte, durch welche er die unglückliche Franziska vergiften ließ, hatte sich, durch ihr Gewissen getrieben, selbst als Mörderin angegeben. Der Apotheker, der ihr das Gift für 100 Dukaten verkauft hatte, gestand auch dieses ein. Der Arzt, den Franziska vor ihrem Tode rufen ließ, fand sie bereits sprachlos, er sagte, allen Umständen nach, müsse sie vergiftet seyn. Die Alte gab dieses zu, äußerte aber gegen den Arzt, daß wahrscheinlich Franziska, durch eine unglückliche Leidenschaft bestimmt, sich selbst vergiftet habe; die Liebe zum Leben hätte sie nun, aber zu spät, die Hülfe des Arztes zu suchen bestimmt. Die Sterbende konnte dieses nicht widerlegen, ihren Körper aber hatte damals der Arzt geöffnet, und die Beweise der Vergiftung gefunden. Jetzt, da die Alte dies auch anzeigte, hatte er, von den Richtern zum Zeugniß aufgefordert, die Vergiftung bestätigt. Dennoch, rief der Starost, ist Alles erlogen, befahl anzuspannen, aber weder seine Frau, noch sonst Jemanden zu wecken, sondern bloß seiner Gemahlin zu sagen: er müsse schnell ver-

reisen, und werde in Kurzem schreiben. Er stieg in den Wagen, Gurreck ritt neben demselben und, von dem Offizier und den Soldaten begleitet, ging jetzt die Reise nach Warschau. Dort war er seinen vielen Neidern jetzt ein Gegenstand des Hasses, wurde als ein überwiesener Verbrecher betrachtet und gleich ins Gefängniß abgeliefert.

Protasius, der immer sein Morgengebet am Fuße des Altars zu verrichten gewohnt war, erschrack bei dem Eintritt in die Kirche über den Schwefeldampf, noch mehr, als er das Ciborium geöffnet, Stein, Stahl und Schwefel am Fuße des Altars liegen fand. Er sah sich ängstlich in der Kirche um. Da trat einer der Diener auf das herrschaftliche Chor. Wo kommst Du her? fragte der Mönch. Der Diener erzählte: jene Thüre, die seit dem Tode der verstorbenen Starostin verschlossen gewesen wäre, stehe jetzt geöffnet, der Schlüssel stecke darin, und alle Thüren bis zum Zimmer des Herren ständen offen. Protasius wußte, wo der Schlüssel bisher gehangen hatte, eilte zu dem Diener, und überzeugte sich von der Wahrheit. So kam er in das Zimmer des Starosten, dessen Abreise er von seinem Diener

erfuhr. Er fand den Schlüssel am Schreibtisch stecken, den der Starost in der Betäubung vergessen hatte. Er öffnete diesen Schreibtisch, um zu sehen ob etwa Geld oder irgend ein Kleinod die Verschließung nothwendig mache. Da fiel ihm ein Krystallfläschchen in die Augen, darauf stand mit goldenen Buchstaben: „Liebestrank, mitgetheilt von Asmodi, dem Fürsten der Geister." Daneben lag ein Buch in feuerfarbnem Sammet gebunden; er schlug solches auf, da stand auf der ersten Seite in blutrother Schrift. „Rathschäge, ertheilt durch Machiel, den König der Geister." Mit Entsetzen fiel ihm nun auch die Erzählung der beiden Kinder ein, die der Starost immer für einen bösen Traum ausgegeben hatte. Er sprach nun noch mit den Kleinen! Beide ganz einstimmig, erzählten Alles auf die vorige Weise. Mit schwerem Herzen schrieb Protasius den ganzen Vorgang der Sache nieder, und schickte seinen Bericht nebst der Flasche und dem Buche an den Bischof.

Der Starost aber bemerkte noch am nämlichen Morgen, daß er seinen Schlüssel vergessen habe, und befahl seinem getreuen Gurreck zurück zu jagen, ihm Schlüssel, Buch und

Fläschchen zu bringen und insgeheim zuzustecken. Gurreck kehrte zurück, und als sie nun des Abends in der Herberge angelangt waren, begab er sich, unter dem Vorwande, seinen Herrn zu entkleiden, in das Zimmer des Starosten, vor dessen Thüre eine Schildwache gestellt war. Den Schlüssel gab ihm Gurreck; Buch und Fläschchen, sagte er, habe ich nicht gefunden, wohl aber fiel mir, als ich darnach umher suchte, dieses in die Hand. Es war das versiegelte Pergament, welches Zulebebbe dem Starosten nach geleistetem Eide überreicht hatte. — Vielleicht, sagte er, finde ich hier Rettung, und riß das Siegel auf. Aber jedes seiner Haare sträubte sich, seine Beine erbebten, als er nun las: „Lateinische Uebersetzung des in Chaldäischer Sprache an Beelzebub oder Zulebebbe geleisteten Huldigungseides.„ Denn er sah nun, wie er unter den gotteslästerlichsten Ausdrücken seinem Heilande und allen Heiligen entsagt, und sich zu einem Sklaven Beelzebubs hingegeben hatte. Mit jedem Augenblick stieg seine Verzweiflung. Als er nun zu Warschau angelangt war, ins Gefängniß geführt, die Thüre hinter ihm verriegelt wurde und er sich so allein befand — da rief er in

der Angst seiner Seele: o, daß ich doch nur irgend etwas zu meiner Beschäftigung hätte! Nimm hin, sagte eine hohle Stimme, und ein Spiegel war in seiner Hand. Er blickte hinein, sah sich im Knabenkleide; schnell folgten, wie die Bilder in einer magischen Laterne, die Begebenheiten seines frühern Lebens und alle seine Schandthaten. Wütend warf er den Spiegel auf die Erde, heulte in wilder Verzweiflung, nahm weder Speise noch Trank, verfluchte sein Daseyn, und wagte es doch nicht, sein Leben durch Selbstmord zu enden.

Da trat unerwartet Protasius ins Gefängniß, der auf Bitte der Starostin ihrem Gemahle gefolgt war, um den Grund der Verhaftung auszumitteln und ihr von Allem Nachricht zu geben; denn sie hatte durch Gurreck, als dieser wegen des Buches und Fläschchens zurückgesandt war, das Schicksal ihres Mannes erfahren, war aber vor Schrecken erkrankt, und Protasius hatte bei dem Vorsatze, wo möglich noch die Seele des unglücklichen Mannes zu retten, den Auftrag um so williger übernommen. Er sah die zerstörte Gestalt: hörte die wilden Ausbrüche des Verzweifelten; ermahnte ihn sich zu Gott zu wenden, dessen

Barmherzigkeit unermeßlich wäre, alles zu bekennen, und willig, zum Beweise der Reue, sich der Strafe des irdischen Richters zu unterwerfen. Der Anblick und die Worte des ehrwürdigen Greises schienen das Felsenherz zu erweichen. Er erzählte seine ganze Geschichte, berechtigte den Mönch, Alles den Richtern zu entdecken; Protasius aber ermahnte ihn, jeder neuen Versuchung zu widerstehen, an Gott zu denken, diesem seine Seele zu empfehlen, und versprach am folgenden Morgen wiederzukommen.

Der Starost schien beruhigt, aber gegen Mitternacht trat Gurreck ins Gefängniß. Herr! rief er aus, ich habe schreckliche Dinge gehört; man will Euch mit glühenden Zangen zwicken und nachher als einen Zauberer verbrennen. Eilt Euch zu retten, hier ist eine Feile und ein Strick. Er zog Beides unter seinen Kleidern hervor. Zerfeilt die Gitterstäbe am Fenster und laßt Euch an diesem Stricke hinab. Ich eile, zwei gesattelte Pferde an den Thurm zu bringen, Alles ist zur Flucht bereit, eilt! — Der Starost wollte noch Manches fragen, aber Gurreck verließ eilends den Kerker. Es wollte manches

Bedenken über seine Erscheinung und Entfernung bei dem Starosten erwachen, allein Gurreck hatte ihm ja immer treulich gedient; die Feile und der Strick lagen da, und der Gedanke an die ihm bevorstehenden Martern erhöhte die Liebe zum Leben. Da griff er nach der Feile. Schnell waren die eisernen Stäbe zerbrochen, er befestigte das Seil und sah durch das kleine Fenster beim Mondenlicht, daß unten ein Mann mit zwei Pferden hielt. Das ist mein getreuer Gurreck, sagte er und ließ sich hinab. Aber nun bemerkte er, daß der Strick zu kurz war, und unten am Thurm ein spitziges Pfahlwerk stand. Hilf, lieber Gurreck! rief der Starost.

Ruft, antwortete dieser, die Fürsten der Hölle um Beistand!

Die Uhr schlug zwölf; der Starost erschrak, ließ das Seil fahren und spießte sich auf das Pfahlwerk. Laut lachte Gurreck, seine ganze Gestalt schwärzte sich. An seine Schultern wuchsen Fledermausflügel. Wir sehen uns bald wieder! rief er, und flog nun ganz als Teufel gestaltet davon. Das Wimmern des Aufgespießten lockte die Wache herbei. Man zog ihn von den Pfählen, und rief einen Arzt,

um dem Unwesen der bösen Geister hier Einhalt zu thun, ein Kreuz errichtet hat, an dessen Fuße die Kinder des Starosten in ihren spätern Jahren nebst ihren Nachkommen für die Seele des Unglücklichen, wenigstens für die Milderung seiner Qualen oft beteten. An dem Kreuzwege aber erbauten sie eine Kapelle, und noch in später Zeit las dort ein Priester an dem Jahrestage, an welchem man die Kinder den höllischen Geistern hatte überliefern wollen, gemäß ihrer Stiftung, eine heilige Messe, um Gott dafür zu danken, daß er, voll Güte und Barmherzigkeit, der Unschuld, die ihm vertraut, seine heiligen Engel, wenn gleich auch nicht immer sichtbar, zum Schutze sendet.

Unruhe im Grabe.

Eine Familiensage.

der die Wunden sofort für tödlich erklärte. Auch Protasius, der dem Kerkermeister, sobald etwas Wichtiges vorfiele, ihn zu rufen geboten hatte, eilte herbei. Ihm erzählte der Starost noch die letzte Begebenheit, achtete auf kein Zureden, verfluchte sich und sein Schicksal und — starb unter den gräßlichsten Verzukkungen.

Die unglückliche Wittwe, der Alles so milde als möglich vorgetragen wurde, ging in ein Kloster und brachte den Ueberrest ihres Lebens unter Bußübungen hin. Die Erziehung der Kinder wurde dem alten Protasius übertragen. Der Bischof gebot ihm, unaufhörlich über sie zu wachen, und band ihm die Kinder auf seine Seele. O, antwortete der ehrwürdige Greis, ich will unaufhörlich daran arbeiten, sie durch Worte und Beispiel zu überzeugen: daß nicht Ehre und Ansehn, nicht Geld, noch Befriedigung der Sinnlichkeit wahres Glück gewähren; sondern daß bloß das Bewußtseyn, vor Gott und Menschen recht gewandelt zu haben, die Hoffnung auf eine selige Sterbestunde, Trost, Ruhe und Glück ver[illegible]. — Auf seine Bitte wurde auch der Leichnam des Starosten in der Stille, aber in

ungeweihter Erde, verscharrt. Doch wurde ihm zuvor der Ring vom Finger gezogen, und nebst dem Fläschchen und dem Buche in einen Scheiterhaufen geworfen, den der Herr Bischof zu diesem Endzwecke hatte errichten lassen, und er selbst stand dabei, mit seiner Geistlichkeit, bis all drei Höllengaben verbrannt waren.

Doch läuft ein dunkles Gerücht umher, daß der goldne Ring nicht verbrannt, sondern durch Zufall in die Hände eines vornehmen Mannes gekommen sey, dem zwar auf alles Pochen mit dem Ringe Ariel zur Bezahlung seiner Schulden nicht erscheine, bei dem aber doch, so wie bei seiner ganzen Sippschaft, die Eigenschaft des Ringes, das Schuldenmachen zu erleichtern, sich bewährt haben soll. — Protasius bezog mit den Kindern die väterliche Wohnung aber auf dem Flügel des Schlosses, welchen der Starost bewohnt hatte, vermochte Niemand zu hausen; denn zur Nachtzeit ging es dort umher, bald mit Winseln und Aechzen, bald mit Geheul und Zetergeschrei. Daher verfiel im Kurzen das ganze Gebäude, und wer noch jetzt bei den Trümmern vorübergeht, schlägt das Zeichen des Kreuzes, und vermeidet die Stätte sobald es dunkel wird; obwohl man,

um dem Unwesen der bösen Geister hier Einhalt zu thun, ein Kreuz errichtet hat, an dessen Fuße die Kinder des Starosten in ihren spätern Jahren nebst ihren Nachkommen für die Seele des Unglücklichen, wenigstens für die Milderung seiner Qualen oft beteten. An dem Kreuzwege aber erbauten sie eine Kapelle, und noch in später Zeit las dort ein Priester an dem Jahrestage, an welchem man die Kinder den höllischen Geistern hatte überliefern wollen, gemäß ihrer Stiftung, eine heilige Messe, um Gott dafür zu danken, daß er, voll Güte und Barmherzigkeit, der Unschuld, die ihm vertraut, seine heiligen Engel, wenn gleich auch nicht immer sichtbar, zum Schutze sendet.

Unruhe im Grabe.

Eine Familiensage.

Ich mag nicht essen! sagte der Hauptmann von Schilfheim, indem er die Schüssel verdrießlich fort schob; und Christian, der alte Jäger, der sich so herzlich freute, als er die beiden Haselhühner schoß, woraus der Koch mit aller Kunst eine Pastete für den lieben Herrn bereitet hatte, sah nun mit traurigem Blick bald auf den Hauptmann, bald auf die herrliche Schüssel, welche dieser kaum berührt hatte, und mürrisch von sich schob. Ach, sagte er seufzend, wenn doch nur der Herr Lieutnant zu Hause wäre!

Du hast Recht, antwortete der Hauptmann, dann würde es besser schmecken; aber der ist jetzt mit dem Fürsten von Dessau in Italien, und wer weiß, welche französische Kugel ihn bereits getroffen hat.

Das verhüte Gott! erwiederte Christian; das ganze Dorf, wir Alle beten für ihn.

Da, sagte der Hauptmann, indem er ein großes Glas voll Wein goß, trinke auf die Gesundheit meines Heinrichs. Nimm hier von der Pastete und gieb auch dem Koch.

Ei, was verstehen wir von solchen Gerichten, erwiederte Christian, aber unser Herr Pfarrer hat einen Besuch von seinem Bruder, dem Justizrath erhalten; wenn ich die beiden Herren nun auf den Abend einladen dürfte, so würde die Pastete gewiß ihre Liebhaber finden, und Sie wären doch auch den Abend hindurch nicht allein. Der Vorschlag fand Beifall, und die Gäste wurden eingeladen.

Der Hauptmann erzählte von seinen kriegerischen Begebenheiten, dem Feldzuge am Rhein, der Ueberrumpelung von Rathenau und der Schlacht bei Fehrbellin. Alle Erinnerungen seiner Jugend erwachten. Wollte Gott, sagte er, daß ich im Dienste geblieben wäre, dann dürfte ich meine Tage hier nicht so einsam hinbringen; allein, zwei Mal schwer verwundet, glaubte ich auch den Ueberrest meines Lebens den Meinigen weihen zu können, und als mein liebes seliges Weib noch lebte, mein Heinrich unter meinen Augen erwuchs, da war

ich doch einige Jahre hindurch ein sehr glücklicher Mann.

Er schwieg gerührt, auch die beiden Gäste schwiegen, die nun bald wieder ein anderes Gespräch anzuknüpfen suchten; allein der Hauptmann war nicht umzustimmen. Noch geht es, sagte er, aber schon fällt das Laub, und wenn nun der Spätherbst eintritt, ich alsdann nicht auf die Jagd gehen kann, kein Nachbar bei dem schlechten Wege mich besucht, dann fühle ich erst ganz, wie einsam und verlassen ich dastehe. Der Justizrath meinte, das hänge ja nur von dem Herrn Hauptmann ab, der, in seinen besten Jahren, an der Hand einer zweiten Gemahlin das vorige Glück wiederfinden könnte. Der Hauptmann schüttelte den Kopf und meinte, in einem Alter von 54 Jahren wäre ein solcher Schritt höchst bedenklich. Der Pfarrer versicherte, daß ihm Niemand dieses Alter ansehe, und der Justizrath fuhr fort: wenn der Herr Hauptmann eine seinen Jahren angemessene Gemahlin wählen wollte, so wisse er selbst eine adelige Wittwe, die in ihrer Jugend für eine Schönheit gegolten hätte, eine vortreffliche Wirthin wäre und, da ihre beiden Söhne auch im Felde ständen, ihre

Tochter verheirathet wäre, jetzt keine Kinder bei sich hätte. Der Hauptmann brach dieses Gespräch ab; als aber der Spätherbst eintrat, so erinnerte er sich doch zuweilen in seiner Einsamkeit an die Wittwe, welche in ihrer Jugend für eine Schönheit gegolten hätte, und der Pfarrer wurde jetzt freundschaftlich beauftragt, sich bei seinem Bruder etwas näher zu erkundigen. Es war Frau von Weidenbach, eine Wittwe von ohngefähr vierzig Jahren. Der Ruf sagte von ihr nichts Nachtheiliges, sondern vielmehr, daß sie nach dem Tode ihres Mannes auf ihrem kleinen Gütchen höchst eingeschränkt lebe, um so viel als möglich für ihre Kinder zu thun.

Indeß erkrankte einer von den Nachbarn des Hauptmanns; es war ein alter Hagestolz, der ungeachtet seines ansehnlichen Vermögens sich nie zur Heirath entschlossen hatte. Der Hauptmann eilte ihn zu besuchen, und fand ihn dem Tode nahe. Alles im Hause war in der größten Unordnung, der Kranke selbst höchst vernachlässigt. Dieser fühlte seinen Zustand, und sagte mit Rührung zu dem Hauptmann: jetzt empfinde ich die Strafe der Thorheit, mich nie verheirathet zu haben; hätte ich

ein Weib, hätte ich Kinder, so läge ich nicht verlassen auf dem Sterbebette. Der Hauptmann fühlte sich heftig erschüttert, denn er dachte sich ein ähnliches Schicksal; als er daher nach Hause ritt, wandte er sich plötzlich gegen seinen alten Christian und sagte: ich werde mich wieder verheirathen. In Gottes Namen! antwortete der Alte; denn als die liebe selige gnädige Frau noch lebte, da war es ja, als ob ein Engel unter uns wohnte, und Gott wird ja einem so guten Herrn auch wieder eine gute Frau bescheren. Leichter war es nun dem Hauptmann ums Herz, denn der Entschluß war gefaßt; und weil nun gerade der Schlittweg einfiel, so ließ er seine besten Pferde anspannen, fuhr zu dem Justizrath und mit diesem zu der Frau von Weidenbach.

In dem kleinen Dörfchen herrschte überall Ordnung, es wimmelte auf dem Hofe von Federvieh. Beides hielt der Hauptmann für ein gutes Zeichen, und wenn er gleich die Frau, die in ihrer Jugend für eine Schönheit galt, hierin weit unter seiner Vorstellung fand, so war sie doch äußerst gefällig und unterhaltend, verrieth in Allem die gute Wirthin; im ganzen Hause herrschte Stille, Reinlichkeit und

Ordnung. Der Hauptmann dachte an seinen sterbenden Freund, hoffte nach Allem, was er hier sah, dessen Schicksale gewiß zu entgehen, gab daher dem Justizrath einen Wink, der nun auf das Zierlichste seinen Antrag machte. Frau von Weidenbach schien sehr verlegen, erklärte, sie habe zwar nie wieder heirathen wollen, aber ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hauptmanns fordere auch jede Rücksicht; sie bat daher bloß um drei Tage Bedenkzeit, und diese wurden zugestanden. Auf der Rückreise meinte Christian, man habe ihn zwar sehr gut aufgenommen; allein er machte doch auch manche unvortheilhafte Bemerkung; der Justizrath aber suchte alles durch die Zärtlichkeit einer Mutter zu entschuldigen, die bei ihrer beschränkten Lage doch Alles für ihre Kinder zu thun und für sie zu sparen bemüht war.

Nach drei Tagen erfolgte die Einwilligung. Frau von Weidenbach trat ihr Gütchen ihrem Schwiegersohne ab, einem akademischen Freunde des Justizraths. Die Hochzeit wurde vollzogen, und der Hauptmann schien in den ersten Wochen nach seiner Heirath sich ganz glücklich zu fühlen. Ueberall herrschte die höchste Reinlichkeit und Ordnung; der Tisch wurde mit

manchen neuen vortrefflichen Gerichten besetzt, und selbst der alte treue Christian versicherte seinem Herrn, daß die bösen Menschen der guten gnädigen Frau doch Manches mit Unrecht nach gesagt hätten.

Jetzt kam ein Brief von dem Lieutenant von Schilfheim. Da ihm durch eine bei Turin erhaltene Wunde der rechte Arm gelähmt wäre, habe er seinen Abschied genommen, wäre auf der Rückreise begriffen, würde aber nicht eher als künftigen Sommer zu Hause eintreffen, weil er noch zuvor die Verwandten in Sachsen besuchen und das Töplitzer Bad gebrauchen wollte. Der Hauptmann freute sich unaussprechlich; seiner Gemahlin aber merkte man es an, daß ihr die Freude nicht so recht von Herzen ging. Ja böse Leute sagten ohne Scheu, daß sie, weil jetzt die Ankunft des Stiefsohnes so nahe wäre, noch so viel als möglich für ihre Kinder zusammen scharren wollte. Denn bald wünschte sie Manches im Hause zu beschränken, und manche neue Abgabe auf den Gütern einzuführen. Der Hauptmann bat freundlich, Alles beim Alten zu lassen; das erste Mal wurde sogleich, das zweite Mal nur mit einer traurigen Miene nachgege-

ben, dann folgten Einwendungen und Widersprüche, die immer lauter wurden; und die Reihe zum Nachgeben kam nun an den guten Hauptmann.

Er hatte bisher nur frohe Gesichter um sich gesehen, jetzt sah er manchen trüben Blick, und auf seine Fragen war Achselzucken die Antwort, weil Drohungen den Mund verschlossen. Nur der alte Christian machte, wenn er mit seinem Herrn allein auf der Jagd war, ihn mit jedem Zuge von Geiz und Härte bekannt. Der Hauptmann ersetzte durch baares Geld und manchen Scheffel Getreide, doch Alles konnte nicht ersetzt werden. Da er aber deutlich einsah, daß seine Gemahlin etwas für ihre Kinder zusammen zu sparen wünschte, machte er ihr kleine Geschenke, und sie verdoppelte alsdann ihre Freundlichkeit, ließ aber doch nicht von ihrer Sparsamkeit nach. Es ging indeß so leidlich im Hause, bis der Hauptmann einen Brief von seinem Sohne aus Sachsen erhielt, worin sich dieser den väterlichen Segen zu einer Heirath mit einer Cousine erbat, die in Betreff ihrer Tugenden, ihrer Leutseligkeit und Sanftmuth ein Ebenbild der lieben seligen Mutter wäre, und er hoffe, daß dem lieben

Vater eine gute fromme Tochter, an deren Hand er alsdann sogleich die Rückreise antreten wolle, nicht unwillkommen seyn werde. Der Hauptmann freute sich wieder herzlich; aber seine Gemahlin hatte viel einzuwenden gegen die Ausländerin, die Niemand kenne und die doch wenigstens nicht die hier im Lande übliche Wirthschaft verstände. Da aber der Hauptmann hierauf nicht achtete, und gleich am folgenden Tage dem Sohne nicht bloß seine Einwilligung, sondern auch ein schönes Päckchen mit Dukaten schickte, um der lieben Tochter dafür ein Geschenk zu kaufen: da konnte sich die Stiefmutter gar nicht zufrieden geben. Sie murrte unaufhörlich, selbst der Tisch wurde schlechter besetzt, und ihr jetzt nicht mehr verheimlichter Geiz stieg mit jedem Tage höher. Dieses veranlaßte bald im ganzen Gute die höchste Unzufriedenheit, und endlich entlief sogar einer der Unterthanen. So etwas war dem Hauptmann unerhört. Der Entlaufene hatte einst bei ihm eine laute Beschwerde geführt, dieses zum zweiten Mal zu thun gedroht, und war nun auf Befehl der gnädigen Frau, ohne daß der Hauptmann solches erfahren hatte, fürchterlich gemißhandelt worden.

Jetzt hatte die Geduld des Hauptmanns ein Ende; er befahl, Jeder, der eine Beschwerde hätte, solle augenblicklich vor ihn gelassen, Alles im Gute auf den Fuß gesetzt werden, auf dem es vor seiner Heirath gestanden hätte. Da Bitten und Thränen ihn nicht zum Widerruf bestimmen konnten, so hielt auch nichts mehr die Wut seiner aufgebrachten Gemahlin zurück, und der arme Hauptmann lernte nun seine Lage erst ganz kennen.

Bald fühlte seine Gemahlin, daß sie zu weit gegangen war. Sie verdoppelte, um den treuherzigen Hauptmann zu gewinnen, ihre Zärtlichkeit. Der gute Mann glaubte, die vorige Uebereilung verzeihen zu müssen, und so war Alles in Kurzem vergessen. Zärtlich bat ihn seine Gemahlin, doch nicht so oft auf die Jagd zu gehen, da bei seinen Jahren und der oft ungünstigen Frühlingswitterung dieses für seine Gesundheit und sein ihr so theures Leben nachtheilig seyn könnte. Der Hauptmann gab nach, besonders da um dieselbe Zeit sein treuer Hühnerhund starb. Christian verscharrte und beweinte das gute Thier, gerieth aber nun in Verzweiflung, als auch seine beiden Jagdhunde gestohlen wurden. Der Haupt-

mann entbehrte hierdurch sein Lieblingsvergnügen. Christian bat um Erlaubniß, auf einige Tage lang einen Verwandten besuchen zu dürfen, und erhielt dieses gewährt. In seiner Abwesenheit verdoppelte Johann, ein junger Bedienter, den die Hauptmannin seit Kurzem angenommen hatte, seine Aufmerksamkeit gegen den Hauptmann, der es auf die Frage seiner Gemahlin einräumte, daß er den Christian gar nicht vermisse, und diese rückte nun mit dem Antrage heraus, den alten Mann, der als Bedienter eine traurige Figur mache, mit einem Gnadengehalte in Ruhe zu setzen, welches aber, aller Vorstellungen ungeachtet, mit der Aeußerung abgeschlagen wurde, daß, so lange er und Christian lebe, Einer den Andern nicht entbehren könne. Doch wurde endlich so viel zugegeben, daß er bei Tische nicht mehr aufwarten sollte.

In dem Augenblicke trat Christian in das Zimmer, die beiden gekoppelten Jagdhunde neben sich. Wo, rief der Hauptmann, der freudig vom Stuhle aufsprang, hast Du sie wieder bekommen?

Dazu gehörte keine große Kunst, antwortete Christian, denn ich hatte es schon erfah-

ren, daß die gnädige Frau durch unseren neuen Monsieur Johann, der eben wie ein armer Sünder da im Winkel steht, die Hunde ihrem Herrn Schwiegersohne zugeschickt hatte. Die hätten wir nun wieder, aber der arme alte Tiraß. — — Zwei Tage vorher, ehe er starb, ließ die gnädige Frau Rattenpulver holen, der Apotheker hat mir das Attest mit Namen und Petschaft vorgewiesen, und wir haben doch nie eine Ratte im Hause gehabt; allein wir sollen keine Hunde haben, damit der gnädige Herr nicht mit mir auf die Jagd gehen und nichts von mir erfahren kann.

Unverschämter Lügner! schrie die gnädige Frau, die bisher bald roth, bald bleich, knirschend da gesessen hatte, und schlug mit geballter Faust dem alten Mann ins Gesicht. Jetzt verlor aber auch der Hauptmann alle Fassung. Sein Sohn, sagte er, und dessen Gemahlin würden in wenig Tagen eintreffen. Diesem werde er das Gut sogleich abtreten, bei ihm seine Tage beschließen, und von der gnädigen Frau hänge es nun ab, ob sie sich in der Güte oder vor Gericht trennen wolle. — Dieses kam unerwartet, sie suchte durch einen Strom von Thränen den Hauptmann auf andere Ge-

danken zu bringen; dieser aber befahl, daß Christian ihn unter dem Arm fassen, und in sein Schlafzimmer bringen sollte. Ein heftiges Fieber trat ein; der herbeigeholte Arzt zuckte die Schulter, und nach zehn Tagen war der Hauptmann nicht mehr.

Er hatte seine Beerdigung in der Stille zu begehen geboten, und sollte nun am nächsten Morgen vor Tages Anbruch in das Gewölbe gebracht werden. Die Wittwe schien untröstlich, und der Pfarrer war bemüht, durch eine Menge von Beruhigungsgründen ihren Schmerz zu lindern, indeß im Nebenzimmer Christian, dem die Thränen über die grauen Wimpern flossen, ohne ein Wort zu sprechen, an dem Sarge seines geliebten Herrn stand. Da tönte plötzlich ein Posthorn; eine Extrapost hielt vor der Thür, der junge Schilfheim sprang aus dem Wagen, hob seine Gemahlin hinaus. Wo ist der Vater? rief er, und eilte, da er keine Antwort erhielt, in das Wohnzimmer, wo sich der Pfarrer und die Wittwe befanden. Auch Christian, der die Stimme des jungen Herrn hörte, stürzte hinein, und bedeckte dessen Hände mit Thränen. Die Wittwe sank ohnmächtig nieder. Sie

wurde erst nach einiger Zeit wieder in das Leben gebracht, und der unerwartete Schrecken, vielleicht noch durch den Gedanken erhöht, daß Christian Alles verrathen würde, äußerte die traurigsten Folgen, ihr fehlte die Sprache, die rechte Seite war vom Schlage gelähmt. Vergeblich war die Hülfe des Arztes, vergeblich bot die junge Frau von Schilfheim Alles für die Kranke auf; diese schien gerührt, sie drückte die Hand der Schwiegertochter, streichelte ihre Wangen, deutete oft auf die Thüre des benachbarten Gartensaales; allein die junge Frau war fremd im Hause, sie konnte sich mit der Alten nicht verständigen, die sich vergebliche Mühe gab, einige Worte zu sprechen. Diese verlor zuletzt alle Besinnung und starb nach einigen Tagen.

Als das junge Ehepaar den Nachlaß musterte, da fehlte alles Silbergeschirr, die goldene Dose des Hauptmanns, das Geschmeide der ersten Gemahlin, und besonders ein nicht unansehnliches baares Kapital, wovon der Hauptmann wenig Wochen vor seinem Tode seinem Sohne schrieb, daß er solches einkassirt und ihm zu seiner Einrichtung aufbewahrt habe. Christian, der dieses hörte, schüt-

telte den Kopf. O, sagte er, das hat die Alte gewiß ihren Kindern zugestellt; denn hätte sie es vermocht, so würde sie diesen das ganze Gut zugewandt haben. Da erfolgte ein heftiger Schlag auf den Tisch, daß Tassen und Gläser erzitterten. Die Anwesenden erschracken, Jeder blickte den Andern bedenklich an, und Keiner wagte, das Gespräch fortzusetzen. Nur Christian konnte den alten Groll nicht ganz bei Seite legen, und als sein Herr einst nach der alten mit harten Thalern ausgelegten Kanne fragte, antwortete er unwillig: wahrscheinlich hat die alte Hexe diese auch ihren Kindern zugesandt. Da wurde die Thüre des Gartensaales aufgerissen und mit solcher Heftigkeit zugeworfen, daß die Anwesenden zurückbebten, und Niemand wagte es nun ferner, laut von der Verstorbenen etwas Nachtheiliges zu sagen.

Die Familie lebte ruhig; doch betraf sie auch manches Leid, so daß ihre Vermögensumstände auf mancherlei Weise geschmälert wurden. Und als nun der kalte Winter hinzukam, Getreide und Obstbäume erfroren, das Vieh aus Mangel der Fütterung stürzte; da saß einst Schilfheim traurig bei seiner Gattin. Beide

achteten jetzt nicht mehr darauf, daß von der verstorbenen Schwiegermutter und ihren Erscheinungen manch Gerede unter ihrem Gesinde war. Daher sagte Schilfheim auch ungescheut: hätte ich jetzt das verschwundene Silbergeschirr, die Kleinodien und Baarschaften meines Vaters, mir wäre geholfen! Jetzt nützt es vielleicht Niemanden, oder wird von Andern mit Unrecht besessen. Luise, die indeß an einem Rahmen saß und nähte, bückte sich tiefer, um ihrem Manne eine aufsteigende Thräne zu verbergen. Da füllte plötzlich ein Leichengeruch das ganze Zimmer; nun sah Luise auf, that einen lauten Schrei, schmiegte sich ängstlich an ihren Mann, und sagte zitternd, siehst Du nichts? Dieser blickte umher, versicherte aber, außer dem Leichengeruche nichts zu bemerken, doch bat er seine Frau, mit ihm in ein andres Zimmer zu gehen. Dort erzählte sie nun, die verstorbene Schwiegermutter habe vor ihr gestanden und ihr drei Mal gewinkt. Oft hatte sie nun die nämliche Erscheinung und wurde zuletzt daran gewöhnt. Auf Zureden ihres Beichtvaters entschloß sie sich und fragte; was willst Du? Folge mir nach, sagte der Geist, mit leiser, aber vernehmlicher Stimme, wenn

ich Dir in der Mitternachtsstunde erscheine; ich meine es gut mit Dir. Darf ich meinen Beichtvater mitnehmen? fragte Luise, und da der Geist den Kopf schüttelte, fügte sie hinzu: allein komme ich nicht.

Der Geist hörte dennoch nicht auf zu erscheinen, selbst wenn Luise bei Tische saß, oder gute Freunde bei sich hatte, und machte ihr dadurch manche trübe Stunde. Einst wollte sie eine Menge Leinwand auf die Bleiche legen lassen, und war eben beschäftigt, solche mit Röthel zu bezeichnen. Da sie diesen aus der Hand legte, erblickte sie das Gespenst, welches den Röthel nahm und auf den Tisch schrieb: Laß die Leinwand erst übermorgen ausspreiten. Luise beschloß zu prüfen, welchen Erfolg diese Warnung haben würde, erstaunte aber nicht wenig, als in der zweiten darauf folgenden Nacht, weil die nachläßigen Wächterinnen eingeschlafen waren, die Leinwand aller Dorfseinsaßen, neben welche sie die ihrige hatte ausspreiten wollen, gestohlen wurde. Auf ähnliche Weise warnte sie nun der Geist vor manchem ihr bevorstehenden Schaden, und erneuerte immer zugleich die Forderung, um Mitternacht ihm zu folgen.

So verging der Sommer. Es war in den letzten Tagen der Ernte, als Schilfheim in nothwendigen Geschäften verreisen mußte, das ganze Dorf war mit Feldarbeiten beschäftigt, und Luise allein in ihrem Zimmer. Da erschien das Gespenst und sagte ganz vernehmlich: noch ein Mal frage ich Dich, willst Du mir um Mitternacht folgen?

Hebe Dich fort, Du Scheusal! rief Luise im Unwillen: höre auf, mich zu quälen, ich folge Dir nicht! Da ergriff der Geist ein Stück Kreide, welches auf dem Tische lag, und schrieb: Heute um vier Uhr brennt dieses Haus ab, und verschwand. Eilig schickte Luise Boten, daß alle Leute nach Hause kommen sollten; allein es stellte sich bloß der Verwalter ein, um, weil er die Arbeiter auf dem Felde nothwendig brauchte, einige Gegenvorstellungen zu machen, gehorchte aber sogleich, als er die Schrift auf dem Tische erblickte.

Alles Feuer wurde ausgelöscht, Alles aus dem Hause in Sicherheit gebracht und jede mögliche Vorkehrung getroffen. Da nun Alles angeordnet war, zog der Verwalter seine Uhr aus der Tasche. Der Geist, sagte er, hat uns wahrscheinlich zum Besten gehabt, meine Uhr

ist schon ein Viertel auf fünf. Lassen Sie uns zuvörderst im Garten nach der Sonnenuhr sehen, ob Ihre Uhr auch recht geht, antwortete Luise. Als sie nun dahin gingen, donnerte es in der Ferne und beide sahen sich betroffen an. Sie blickten nach der Sonnenuhr, jetzt fiel der Schatten des Zeigers auf die Zahl 4. Da erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag und das vom Blitze getroffene Haus stand in Flammen. Doch griff, bei den getroffenen Vorkehrungen, das Feuer nicht weiter um sich. Luise hatte, als Schilfheim zurückkehrte, das Haus des Verwalters bezogen und bot freundlich Alles zum Troste ihres Mannes auf. Zu den mancherlei Trostgründen, wodurch sie ihren, durch verschiedene Unfälle und auch durch diesen Brand tief gebeugten, Mann aufzurichten suchte, gehörte auch dieser, daß jetzt vielleicht die Erscheinungen des Gespenstes aufhören würden.

Schilfheim ließ den Schutt des Hauses wegräumen und auch die steinerne Treppe abbrechen, die aus dem Saale nach dem Garten führte, weil er dieser einen andern Platz bestimmt hatte. Er war selbst dabei zugegen

und erstaunte, als man in einem Winkel unter der Treppe, auf welchen Niemand geachtet hatte, in Lumpen und alte, jetzt vermoderte Säcke gewickelt einige Beutel mit Geld und alles väterliche Silbergeschirr fand. Einer der Arbeiter überreichte ihm die Kanne mit alten Thalern ausgelegt, mit dem Bemerken, daß sie sehr schwer wäre. Schilfheim öffnete sie und fand darin eine beträchtliche Summe in Gold, die goldene Dose seines verstorbenen Vaters, und in dieser das Geschmeide seiner Mutter. Der Werth des Aufgefundenen war so beträchtlich, daß Schilfheim nicht bloß sein Haus besser, als es vorher gewesen war, wieder erbauen, sondern auch sein Gut ganz wieder in den vorigen Stand setzen konnte.

Als nun einst die beiden Eheleute bei ihrem erneuerten Wohlstande mit Dankgefühl gegen Gott bei einander saßen, da ergriff Schilfheim Luisens Hand. O, sagte er, die Ueberzeugung: daß zugefügtes Unrecht nicht bloß hier unserm Gewissen, sondern selbst dort dem menschlichen Geiste die Ruhe raubt, soll uns nicht allein selbst vom Unrecht abschrecken, sondern wir wollen auch durch Lehre und Bei-

spiel unsere Kinder davon abhalten. Beide Eheleute gelobten sich dieses, und Gott schenkte ihrer guten Absicht Gedeihen. Ihre Kinder und Enkel wurden gute, fromme und edle Menschen, und ihr Geschlecht blüht noch im Segen bis auf den heutigen Tag.

Der Mulatte,

oder

die Martern des Künstlers.

Nach einer vieljährigen Abwesenheit kehrte Raphael Werner in seine Vaterstadt zurück. Er hatte — so erzählte das Gerücht — einige Jahre in Ostindien verlebt und von dort so viel baares Geld, Goldbarren, Juwelen und Banknoten mitgebracht, daß er im Genusse des größten Reichthums sich nichts zu versagen nöthig hatte. Er kaufte sich ein herrliches Landgut, verschönerte dieses täglich, war der sanfteste, leutseligste Herr für seine Gutseinsassen, die ihn täglich segneten; milderte jede Noth, unterstützte jeden Armen, und wurde hierdurch der Gegenstand der allgemeinen Achtung. Daher bekam er anfänglich auch manchen Besuch; weil er aber keinen erwiederte, auch gegen Jeden, der zu ihm kam, eine zurückstoßende Kälte und Verlegenheit äußerte: so wurden es die Menschen bald überdrüßig, ihn aufzusuchen. Schon, als er sein Vater-

land noch im Jünglingsalter verließ, zeichnete er sich als Portrait- und Landschaftmaler höchst vortheilhaft aus; und daß derjenige, der sich durch seine Kunst in Ostindien so große Schätze erworben hatte, sich darin außerordentlich vervollkommnet haben müßte, dieses glaubte Jedermann. Doch lehnte er die Bitte, Einiges von seinen Kunstwerken zu zeigen, und die eines Jugendfreundes, dessen Bildniß zu verfertigen, mit Aengstlichkeit ab. Auch sah man im ganzen Hause kein anderes Gemälde von seiner Hand, als das Bild eines Mulatten; welches allmählich aber auch in jedem Zimmer, selbst in jedem Gartenhäuschen von ihm selbst, der durchaus nichts Anderes als dieses Bildniß malte, aufgehängt wurde. Seine Diener aber erzählten, daß beständig ein solches Gemälde auf seiner Staffelei stände, weil, sobald es vollendet wäre, er wieder ein neues anfange. Darüber zerbrachen sich nun die Leute den Kopf; aber da sie den Grund doch einmal nicht ausmitteln konnten, der schwermüthige Werner sich allem Umgange entzog, Niemanden nachtheilig, dagegen aber vielen Menschen nützlich wurde: so gewöhnte man sich an den Sonderling, für den man doch immer Achtung

und Theilnahme hegte, und überließ ihn seiner Laune.

So vergingen einige Jahre, als ein angränzendes Landgut feil geboten und von dem reichen Kaufmann Williams erstanden wurde, der nach dem Tode seiner Schwiegerältern mit einer lieben Gattin und einer erwachsenen Tochter in sein Vaterland zurückgekehrt war. Ein Wald, zu seiner Besitzung gehörig, trennte sie von dem Gute Raphaels. Zufällig entdeckte Williams, daß ihre beiden Wohnhäuser in gerader Linie lagen; er ließ daher den Wald durchhauen, wodurch nun beide Landhäuser einander wechselseitig zur Verschönerung der Aussicht dienten. Dem frohen heitern Williams, der oft den Wald zum Ziel seiner Spatziergänge wählte, fiel es ein, doch bei diesem Sonderling, wofür ihn alle Nachbarn erklärt hatten, einzusprechen. Ein Arbeiter, den er auf dem Hofe fand, sagte ihm, der Herr wäre im Garten. Williams trat hinein; er durchging einen Theil desselben, ohne einen Menschen zu finden, nahte sich endlich einem kleinen Gartenhause, welches tief in einem dicken Gebüsche lag, und hörte eine Stimme, die in einem herzzerreißenden Tone ausrief: Gott,

nimm diese Marter von mir, die mich am Ende doch nur zum Wahnsinne oder zum Selbstmorde führen kann. Williams, der keinesweges den Lauscher abgeben wollte, entfernte sich und trat erst Raphaeln entgegen, als dieser das Häuschen verlassen hatte.

Die tiefe Schwermuth und der innere Gram sprachen aus allen Zügen des schönen wohlgebildeten Mannes, und dieses, noch mehr der sanfte Ton der Stimme, womit Raphael die Begrüßung erwiederte, erzeugte die Theilnahme des guten Williams. Da seine Ermüdung sichtbar war, so lud ihn Raphael ein, in dem Gartenhause, welches er eben verlassen hatte, Platz zu nehmen. Das Ganze war höchst geschmackvoll verziert, äußerst zurückstoßend aber das Bild eines gräßlichen Mulatten, dem Raphael immer mit gesuchter Sorgfalt den Rücken zukehrte. Das Gespräch fiel auf Verschönerung der Güter, Williams erzählte einige seiner Ideen, Raphael gab ihm geschmackvolle Verbesserungen an.

Sie müssen mich besuchen, rief Williams, an Ort und Stelle mich belehren, und ich lasse Sie nicht eher, bis Sie mir darauf die Hand gegeben haben.

Nach manchen Entschuldigungen willigte Raphael ein, und schon am folgenden Morgen erschien Williams mit einem Wagen, um seinen neuen Freund abzuholen. Dieser wurde von der Frau und der Tochter, die Williams schon für ihn gewonnen hatte, äußerst freundlich bewillkommet. Marie — dieses war der Name der Tochter — gehörte zu jenen anspruchlosen Schönheiten, die nicht gleich Verehrung fordern, die aber, wenn das sanfte Auge und die schönen regelmäßigen Züge immer nur den edelsten Ausdruck jeder Leidenschaft verrathen, sich endlich um so inniger an das Herz schmiegen. Auch Raphael fühlte ein neues Leben erwachen; sein Herz, bisher der Freude abgestorben, schien wieder erwärmt zu seyn, und Vater Hilarius, Prior des benachbarten Klosters, der als ein jederzeit lieber Gast sich unangemeldet zur Mittagszeit einstellte, schien noch zu seiner Aufheiterung nicht wenig beizutragen. Es war einer jener echten Apostelköpfe, ein ehrwürdiger Greis, seine männliche kräftige Haltung vermehrte noch die Würde, die das graue Haar und die gefurchte Stirn dem heitern Greise gab. Raphael, der

an seiner Seite saß, fragte zufällig nach seinem Alter.

Fünf und siebzig Jahre, sagte der Greis, sind mir jetzt dahin geschwunden. Auch manche trübe Wolke schwebt über meiner Vergangenheit, aber doch danke ich Gott, welcher diesem Herzen, das oft Schwermuth und unaussprechliche Leiden drückten, noch am Rande des Grabes Heiterkeit und Ruhe verlieh.

Tief seufzte Raphael, und der gute Hilarius, der ihn nicht betrüben wollte, lenkte das Gespräch bald auf andere Gegenstände. Da er an diesen Theil nahm und erst die Gesellschaft gegen Abend verließ, so war die Einladung der Familie, sie bald wieder zu besuchen, um so herzlicher. Auch Hilarius ergriff bei dem Abschiede die Hand Raphaels. Vielleicht, sagte er, bin ich zudringlich; aber das viele Gute, welches Sie täglich verüben, hat Ihnen längst meine Achtung erworben. Ich erkenne aber aus Allem, Sie sind nicht glücklich.

Das weiß Gott! sagte Raphael seufzend.

Vielleicht, fuhr Hilarius mit Theilnahme fort, hat mir Gott noch eine Blume auf meine letzten Schritte zum Grabe gestreut, auf Sie, den Mann, den ich hochachte, zu wirken.

Betrachten Sie es daher nicht als Zudringlichkeit, wenn der Greis, der vielleicht schon morgen sich nicht mehr auf dieser Erde befindet, sogleich heute bei der ersten persönlichen Bekanntschaft sich Ihnen so lebhaft naht. Es gab eine Zeit meines Lebens, worin auch ich trostlos war; aber Religion, die Gott dem Menschengeschlechte als schützenden Engel sandte, hat auch meiner Seele den Frieden wieder geschenkt, den ich Ihnen so sehnlich wünsche. Bedürfen Sie daher eines theilnehmenden Freundes, so bitte ich Sie, meinem Stande, meinem Alter, meiner Erfahrung, und meinem Herzen zu vertrauen.

Raphael entfernte sich nicht ohne sichtbare Rührung, und der sanfte schwermüthige Mann war am folgenden Tage beinahe das einzige Gespräch in Williams Hause. Man hörte nach einigen Tagen, daß er kränklich wäre; die ganze Familie eilte eines Nachmittags ihn zu besuchen; er empfing sie mit allen Zeichen der herzlichsten Freude und bat sie so sehr, die Abendmahlzeit bei ihm einzunehmen, daß sie gerne einwilligte. Das häßliche Bild des Mulatten, welches sich in jedem auch dem kleinsten Zimmer befand, fiel zwar auf; aber

ein schönes Instrument machte, daß Marie auf Raphaels Bitte sich daran setzte. Sie begleitete die Musik mit ihrer Stimme, und Raphael wurde so entzückt, daß er seine Flöte holte, und begleitete. Es war ein schöner Sommerabend, der Wind wehte die Blumendüfte aus dem benachbarten Garten in das Zimmer. Raphael hing mit seinen Blicken an Marien, die mit aller holden Lieblichkeit jungfräulicher Unschuld jede seiner kleinen Huldigungen aufzunehmen schien. Dem Vater und der Mutter aber schien dieses nicht mißfällig zu seyn, und so verstrich ihnen unvermerkt die Zeit.

Kinder, sagte Williams, es ist spät. Er nahm das Licht. Seht, sagte er, die Uhr wird augenblicklich zwölf schlagen.

Ists möglich! rief Raphael und sah todtenbleich nach der Uhr. Aengstlich blickte er in dem Zimmer umher. Gott sey Dank! rief er; nahm eine todte Kohle aus dem Kamin und malte damit auf der Wand, zum Staunen aller Anwesenden — das Bild des Mulatten. Ich bin gerettet, murmelte er zwischen den Zähnen. Verstört nahm man Abschied, und Niemand wußte die Sache zu erklären.

Der Prior Hilarius, der nach einigen Tagen bei Williams zum Besuche kam, meinte, da man ihm den Vorgang erzählte, es wäre eine fixe Idee, wodurch oft das Benehmen sehr verständiger und guter Menschen in diesem einzigen Punkte an Wahnsinn gränze.

Wahnsinn also? sagte Marie, und eine Thräne stieg in ihr schönes Auge.

Urtheilen Sie nicht so hart, liebes Kind, fiel ihr Hilarius ein. Einsamkeit, Schwermuth und Krankheit erzeugen oft sonderbare Erscheinungen; häufig aber werden auch diese Uebel geheilt, und wer weiß, fügte er lächelnd hinzu, ob Sie nicht vielleicht selbst von der Vorsehung hier zum Arzte bestimmt sind.

Marie erröthete schweigend, denn Achtung und Mitleid hatten bereits für Raphael den Weg zu ihrem Herzen gebahnt. Doch seit dem letzten Vorfall war alle Annäherung unterbrochen. Oft dachte zwar Williams an den unglücklichen Nachbar, und als auch Marie nach ein paar Monaten ihrem Vater nach ihm fragte, beschloß Williams aus herzlicher Theilnahme wieder den ersten Schritt zu wagen. Er fand Raphaeln äußerst bleich und krank, seine Schwermuth schien noch erhöht zu seyn;

doch wurde Williams freundlich bewillkommt; der ihn auf mancherlei Weise aufzuheitern suchte.

Machen Sie eine Reise, sagte er unter andern, wenn nicht anders wohin, ins Bad. Zerstreuung, Wein und Liebe haben oft die größten Uebel geheilt.

Verzeihen Sie, sagte Raphael, meine Zerstreuung, ich hätte Ihnen längst ein Glas Wein zum Frühstück anbieten sollen. Befehlen Sie, was für eine Sorte.

Wenn's seyn soll, antwortete Williams, so erbitte ich mir Madera.

Raphael begann heftig zu zittern. Gott, Madera! rief er mit offenbarer Beklemmung, diesen habe ich nicht.

Wenn Sie über jede Kleinigkeit sich ängstigen wollen, sagte Williams, dann lieber Freund sind Sie sehr krank. Es thut ja nichts, geben Sie mir einen andern Wein.

Raphael erholte sich allmählich. Das Gespräch fiel während des Frühstücks auf Musik, welche jetzt seine Lieblingsbeschäftigung war. Er pries Mariens Talente. Wie glücklich, sagte er endlich, durch ein paar Gläser Wein befeuert, ist der Mann, der es werth ist, sie

zu besitzen. Und endlich ging er bis zu der Frage: ob ihr Herz noch frei, ihre Hand noch unversagt wäre? Beides bejahte Williams; aber weil er mit dem kranken schwermüthigen Manne sich hierüber tiefer einzulassen bedenklich fand, fügte er, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, hinzu: Wir Eltern und der verstorbene Bruder meiner Frau hatten einst schon über ihre Hand bestimmt; denn dieser hatte einen jungen Mann zufällig kennen gelernt und so lieb gewonnen, daß er ihm Mariens Hand, sein und unser Vermögen bestimmte. Aber mein Schwager starb auf der Rückreise von Batavia, und der junge Mann, der sich, weil er als Sohn behandelt wurde, und auch zufällig mit ihm gleichen Namen führte, für seinen Anverwandten ausgegeben hatte, bemächtigte sich der Baarschaft, und lief davon. Da wir das mehreste Vermögen des Verstorbenen schon durch Wechsel erhalten hatten, so freuten wir uns, den erbärmlichen Wicht, dem ich sonst gerne Mariens Hand als Vermächtniß meines guten Schwagers gegeben hätte, für einen so wohlfeilen Preis losgeworden zu seyn. Aber was fehlt Ihnen? Sie werden bleich. — —

Raphael hörte dieses nicht mehr, denn er lag ohnmächtig da. Williams ließ ihn zu Bette bringen, war äußerst besorgt und verließ ihn nicht eher, bis der Arzt gekommen war. Am folgenden Tage verbat Raphael jeden Besuch. Gegen Abend aber kam Hilarius zu Williams, bat diesen, dem Kranken einige Tage Ruhe zu lassen, der sich auf sein vielleicht nahes Ende vorbereite. Bald brachte Hilarius die Nachricht, daß er allmählich genese, und nach einigen Wochen überreichte er an Williams nachstehenden Brief:

„Der Unglückliche, den Sie und die edlen Ihrigen einiger Theilnahme nicht unwürdig hielten, ist der abscheuliche Verbrecher, der seinen Wohlthäter, Ihren Schwager mit empörendem Undank lohnte und nach seinem Tode beraubte. Das beigefügte gerichtliche Instrument setzt Sie wieder in den Besitz alles dessen, was ich noch besaß. Ach! es war ein Zeitpunkt meines Lebens, worin ich Ihrer Freundschaft und auch selbst der Liebe Mariens nicht unwürdig war; aber ich blieb ein Mensch, nur ein schwacher Mensch, und daher unterlag ich der Versuchung. Schrecklich habe ich gebüßt und werde noch büßen bis an meinen letzten Athem-

zug. Ich habe alles Erdenglück, das mir so nahe war, und dessen Umfang ich jetzt erst ganz kennen und würdigen lernte — ich habe Marien und vielleicht, o Gott rette mich! noch mehr verloren. Verzeihung ist Alles, was ich erflehe. O, Ihr edlen guten Seelen, betet, betet für mich!"

Das angezeigte Instrument und ein Verzeichniß aller seiner Habe lag dabei.

Wo ist der Unglückliche? fragte Williams, er ist bestraft genug, ich will, da mir Gott Vermögen genug gab, ihn nicht plündern und noch elender machen.

Forschen Sie nicht nach ihm, antwortete Hilarius, er ist versorgt, und vielleicht kommt noch eine Zeit, worin ich Ihnen nähere Aufschlüsse zu geben vermag. Jetzt bitte ich, forschen Sie nicht weiter.

So verging ein Jahr, worin man noch oft des Unglücklichen gedachte, als Hofrath Forstmann sich um Mariens Hand bewarb. Es war ein Mann ihrer würdig. Hilarius gab ihre Hände zusammmen, und Williams trat den Neuvermählten jenes Gut ab, welches Raphael bewohnt hatte; wo, wenn man gleich die Abbildungen des Mulatten und man-

che ähnliche Erinnerungen fortgeschafft hatte, dennoch oft das Andenken an den Unglücklichen erwachte. Nach Verlauf eines zweiten Jahres wurde Marie Mutter eines holdseligen Knaben; und da sie es so sehnlich wünschte, daß Hilarius ihn taufen sollte, so wurde, ob man gleich nicht ohne einige Befremdung erfuhr, daß er, seines hohen Alters ungeachtet, verreist wäre, die Taufhandlung bis nach seiner Rückkehr verschoben. Mutter und Kind waren gesund, die ganze Familie fühlte sich so froh und glücklich. Auch aus den Zügen des frommen Hilarius leuchtete eine gewisse Begeisterung, eine heilige Freude, als er vor der Taufe noch einige Worte über das Glück des Christen sprach, dem Gott zum Lohne der Tugend so unzählige Freuden beschieden, und über den er, daferne der Sterbliche nur noch seiner Barmherzigkeit vertraut, selbst am Rande des Verderbens mit Vaterhuld wacht. Auf die heilige Handlung folgte nun Stille, durch die fromme Rührung erzeugt.

Jetzt, sagte Hilarius, hoffe ich noch die Erfüllung einer Bitte: überall, wo hier vormals der gräßliche Mulatte hing, ein anderes Gemälde aufstellen zu dürfen.

Er winkte und man stellte Gemälde auf, welche Begebenheiten aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen vorstellten, und sich gleich bei dem ersten darauf geworfenen Blick als das Werk eines vorzüglichen Künstlers ankündigten.

Dieses, sagte er, ist Raphaels letztes Vermächtniß, und der reuige Sünder ist jetzt, wie ich glaube, bei Gott.

Der Anblick der Gemälde erhöhte noch die Rührung.

Laßt uns, sagte Hilarius, für die Seele des Verstorbenen beten und über uns selbst wachen, damit wir nicht immer tiefer hinab sinken und alsdann, wenn selbst der Wunsch zur Besserung und zur Vergütung des Bösen in unsrer Seele erwacht, nicht der Schmerz der Reue und der Vorwurf des Gewissens zu einem schrecklichen Selbstpeiniger werde. Jetzt aber, sagte er, mag die Geschichte des unglücklichen Mannes, dessen Andenken die Seele mit Wehmuth füllt, und die er mir auf seinem Sterbebette anvertraute, uns Allen nicht nur zum gewünschten Aufschlusse, sondern auch zur Warnung und Belehrung dienen. Er zog ei-

nige Papiere hervor, welche das Nachstehende enthielten:

Arm, aber zufrieden mit seinem Schicksale, glücklich bei Ausübung seiner Kunst und im Genuß der schönen Natur lebte der Maler Werner so heiter und ruhig, daß mancher Reiche es nicht begreifen konnte, woher diesem armen Künstler die hohe Zufriedenheit kam. An der Hand einer sanften, treuen Gattin, welche die innigste Liebe mit ihm vereinigte, deren Züge er bei Madonnen und Grazien zum Muster wählte, wurde sein Glück noch durch die Geburt eines Knaben vermehrt, den er aus dankbarer Rückerinnerung an Anton Correggio und Raphael d'Urbino, Anton Raphael taufen ließ und, weil er den Künstler für den glücklichsten Menschen auf Erden hielt, auch zum Künstler bestimmte. Denn oft sagte der edle Mann: Alles ist vergänglich, nur nicht das Bewußtseyn, vor Gott und Menschen gerecht gelebt und seine Pflichten treu erfüllt zu haben. Die Schönheit der Natur und der Sinn für das Schöne, den Gott in die Seele des Menschen legte; dieser begleitet ihn dann überall, wie ein tröstender Freund, lehrt ihn von aller Erdennoth und jedem Ungemach sein Auge auf

einen Gegenstand heften, der seinem Herzen freundlich zuspricht, und flößt ihm die Hoffnung ein, daß einst, wenn er der Tugend, dieser höchsten moralischen Schönheit, aus ganzem Herzen gehuldigt hat und ihr ewig treu geblieben ist, ihm das Bürgerrecht einer neuen Schöpfung sicher zu Theil wird, worin bei allen Gestalten jene erhabene Ruhe herrscht, die wir in den Kunstwerken der Alten bewundern, und wo das Auge überall jenes herrliche Kolorit erblicken wird, wovon selbst die Farben des Regenbogens nur ein matter Abglanz sind.

So waren meine Eltern, so sprach und dachte mein guter Vater, der seit der frühesten Kindheit in meiner Seele überall und bei jedem Anlaß den Sinn für Schönheit zu wecken suchte. Er zeigte mir nur schöne Kupferstiche oder Gemälde, wählte nur schöne Kinder zu meinen Spielgefährten, gab mir nur die schönsten Vorzeichnungen zu Mustern, und da sich hierdurch meine Fähigkeiten allmählich entwickelten, ich im Jünglingsalter, nach der Meinung meines hierdurch oft entzückten Vaters, ein großer Künstler zu werden verrieth: da schien oft die Freude ihn selbst zu verjüngen. Einst belauschte er mich — so erzählte es mir nach-

her meine Mutter — da ich ihm ein Gemälde zu verbergen suchte; als ich nicht zu Hause war, trieb ihn die Neugier, die Sache näher zu prüfen, und bald entdeckte er den verheimlichten Schatz. Es war Venus Urania von Tugenden begleitet, von einer herrlichen Landschaft, die der Strahl der Morgensonne erleuchtete, umgeben. Marie! rief er. Meine Mutter eilte herbei, mit Entzücken schloß er sie in seine Arme. Marie! rief er aus, und führte sie vor das Gemälde, unser Raphael — betrachte seine Composition; noch ist sie bei weitem nicht fehlerfrei, aber wie weit läßt er mich schon hinter sich zurück. Doch er muß fort; denn siehst Du nicht in dieser Venus die Züge der schönen Gräfin Kronhelm. Unnütze Leidenschaft soll nicht seine Kräfte verzehren; er muß fort, damit Italiens schöner Himmel und der Anblick der herrlichen Werke der Kunst sein Herz für alles Schöne und Erhabene doppelt aufschließe.

Dieser Plan wurde jetzt mit Eifer betrieben, und nach wenig Tagen trat ich mit meinem Reisegeräth auf dem Rücken meinen Weg an. Väter und Mutter begleiteten mich bis auf einen benachbarten Hügel, wo unter eini-

gen Bäumen wir noch zusammen ein Frühstück genossen. Ach! dieses waren mit die schönsten Augenblicke meines Lebens. Da, sagte mein Vater, indem er auf die schöne Aussicht über den benachbarten Fluß hindeutete, siehe, wie herrlich Gottes Schöpfung ist; sie wird Dir überall Trost und Freude gewähren, so lange du der Natur und der Tugend, dem Schönen, Erhabenen und Edeln treu bleibst. Du wirst es, mein Raphael, schon um Deines alten Vaters willen thun; gieb mir darauf die Hand. — Schweigend reichte ich sie ihm. Die guten Aeltern drückten mich an ihre Brust; sanft rannen die Thränen meiner Mutter. O du herrliches Weib, rief mein Vater, Mater dolorosa! Selbst Dein Schmerz artet nie zur Verzerrung aus; sanft wollen wir dulden. Und nun, mein Sohn, ziehe hin in Frieden! Schweigend küßte ich noch die Hände meiner Mutter. Winke uns noch ein Mal, ehe du dort in den Wald trittst, sagte sie mit liebevollem Tone. Ich ging, am Walde stand ich still und winkte noch ein Mal; auch Mutter und Vater winkten mir noch zu. Bald war ich hinter den Bäumen; aber das Andenken der guten Aeltern stand immer vor meiner Seele.

Alles, Alles verschwindet, dachte ich jetzt, erinnerte mich aber auch zugleich der Worte meines Vaters: nur nicht, was die Huld des Schöpfers als Abglanz seines eigenen Wesens dem Sterblichen verlieh, Talent, Tugend und das Bewußtseyn guter That.

Gerührt gingen die guten Aeltern nach der Stadt zurück, und der gemeinschaftliche Gedanke an ihren Sohn knüpfte das Band ihrer schönen Seelen noch inniger. Oft schrieb mir dieses mein Vater. Er freute sich der künftigen Künstlergröße seines Sohnes, die Mutter betete für mich. Ueberall fand ich, anspruchlos und an wenig Bedürfnisse gewöhnt, leicht die Mittel, diese zu befriedigen und günstige Aufnahme. Ich verweilte in großen Städten, benutzte die Gelegenheit mich auszubilden; und durch Portraitmalerei, die ich auf meinen Reisen übte, erwarb ich so viel, daß ich nie ärmlich auftrat. Zu Wien machte ich die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, der sich auch durch Frohsinn und heitere Laune auszeichnete. Wir Beide hatten uns einen kleinen Sparpfennig erworben und traten nun, mit Empfehlungen von den ersten Künstlern Wiens, den Weg über die Alpen an. Doch

in Italien selbst wurde Malerei für uns nur eine ärmliche Erwerbsquelle; in meiner Seele aber ging eine ganz neue Schöpfung auf, und große Künstler gestanden dem deutschen Jünglinge herrliche Anlagen zu. Da erkrankte ich in Rom, wurde in das Hospital zum heiligen Geiste aufgenommen, und mit jener Liebe und dem Wohlwollen behandelt, dessen nur die Seele eines Menschen fähig ist, der für sorgfältige Behandlung des Kranken auf den überirdischen Lohn hofft. Als ich völlig genesen war, gab man mir einen Brief; es war die Hand meines Vaters, ich drückte ihn an meine Lippen, riß ihn auf, ach! Marie, meine Mutter, war nicht mehr. Eine ansteckende Seuche, eine Folge des Krieges, der damahls im nördlichen Deutschlande wütete, hatte sie getödtet.

O! schrieb der tiefgebeugte Vater, mein Geist lebte nur in dem ihrigen, schneide die Blume ab, die an dem Ufer stand, und auch ihr Bild in dem klaren Bache verschwindet; auch ich sinke dahin. Die letzten Worte Deiner Mutter waren ein Gebet um Segen für Dich, auch das meinige wird diesem gleich seyn. Bleibe der Tugend getreu, dort in dem Wohn-

sitze ewiger Schönheit, dort finden wir uns wieder.

In der That hatte sich kaum der Schmerz über den Tod der guten Mutter gemildert, als mir ein Freund auch schon die Nachricht vom Tode meines Vaters gab; nach dessen letztem Willen der kleine Nachlaß schnell verkauft und Alles, was daraus gelöst war, mir durch eine Anweisung zugesandt wurde. Der Gedanke an meine Eltern füllte meine Seele mit sanfter Schwermuth, und der Glaube, von ihren seligen Geistern umschwebt zu werden, gab mir Kraft zum Guten und Muth, um in mancher Prüfungsstunde zu siegen. Mit meinem Freund Schmidt ging ich nach Neapel, schiffte mich von dort nach Marseille ein, um durch Frankreich nach den Niederlanden, von dort vielleicht nach England zu gehen, bis irgend ein günstiges Schicksal uns einen Ruhepunkt und eine Bestimmung dargeboten hätte. Die Kunst, worin wir immer höhere Fortschritte machten, gab uns Brod, und so kamen wir nach Amsterdam, wo uns der Zufall mit einem reichen Kunstfreunde bekannt machte, der eben einige Landschaften aus Ostindien erhalten hatte. Sie waren das Werk eines sehr

mäßigen Künstlers, aber die Landschaften selbst hatten etwas so Originelles, eine so herrliche, in ihrem Reichthum schwelgende Natur. O, sagte Herr van der Huys (so hieß dieser Kunstfreund), wenn noch ein großer Künstler an Ort und Stelle diese schöne, üppige Natur betrachtete, was würde er leisten! Alle unsere biblischen Geschichten, alle unsere Altarblätter — wie viel würden sie gewinnen, wenn wir nicht die Umgebungen unserer ärmlichen europäischen Natur, sondern jenen Himmel, jenen Reichthum, jene Fülle des Orients auf die Leinwand zu zaubern, und hierdurch die Gestalten mit einer paradiesischen Scene zu umgeben suchten und bei traurigen Scenen die kahlen Gipfel jener Granitgebirge, die seit der Schöpfung unbedeckt dastehen, oder auch nur vor Kurzem ausgebrannte Vulkane in den Hintergrund der Landschaft aufstellen möchten; selbst dieses würde noch den Charakter des Gemäldes vervollkommnen und hierdurch lebhaft auf den Beschauenden wirken.

Dieser Gedanke schlug Wurzel in meiner Seele. Als Künstler etwas zu leisten, welches noch Niemand vor mir gewagt hätte, hierdurch eine herrliche Eigenthümlichkeit zu errei-

chen — vielleicht in einer Gattung von Malerei als der Erste, Unübertroffene zu glänzen, dieser Gedanke that mir wohl, schmeichelte meinem Künstlerstolz, und bald entdeckte ich dem Herrn van der Huys meine Absicht nach Ostindien zu gehen. Dort, sagte dieser, wo ein großer Künstler eine Seltenheit wäre, müßte ich mit Leichtigkeit Schätze erwerben, alsdann könnte ich unabhängig nach Europa zurückkehren, und meine im Oriente gesammelten Studien meiner Laune und meinem Geschmacke gemäß zu Meisterwerken anwenden. Schmidt schüttelte dabei den Kopf. Warum, sagte er, soll ich suchen, was ich bereits habe? Der Europäer kann eine fremde Natur, sie sey so schön wie sie wolle, nur anstaunen, aber lieb gewinnen kann er nur die, welche er kennt, und die ihm als Freundin und Begleiterin von der Wiege bis an das Grab zulächelte. Reichthum, was soll er mir? — auf Kosten meiner Jugend und meiner Gesundheit vielleicht nur zu theuer erkauft. Nur wer genügsam und zufrieden nichts wünscht und nichts fürchtet, nur der trägt den echten Götterfunken im Busen.

Umsonst aber waren alle diese Aeußerungen. Ich hatte an alle dem Reichthum und Glanz, den ich auf meinen Reisen so häufig gesehen und kennen gelernt hatte, eine gewisse Freude gefunden, die bald Gold zum Gegenstande meiner Wünsche machte. Daher gab ich auch, weil Stolz und Geldgier in meiner Seele entbrannt waren, allen Vorstellungen des van der Huys ein freundliches Gehör und trat bald, mit vielen Empfehlungen nach dem Vorgebirge, Colombo, Malakka und Batavia versehen, meine Reise an.

Der Anblick des großen Weltmeeres, mancher bald näher bald ferner erscheinenden Küsten, ein Sturm mit Donner und Blitz begleitet, füllten meine Seele mit froher Hoffnung. Staunend sah ich den Tafelberg, und hoffte nun in der Kapstadt, wo ich mich einige Monate lang aufzuhalten gedachte, eine reiche Ausbeute für meinen Kunstsinn und auch Gold in Menge einzusammeln. Aber bald fand ich mich in meinen Erwartungen und Hoffnungen betrogen. Eine junge Dame war äußerst unzufrieden, als ich von den Kleidungsstücken, worin sie mir saß, nur den gelben Rock beibehielt, das rothe Kleid aber in ein hell-

violettes verwandelte. Meint Ihr, sagte sie, daß ich ein altes Weib bin und ich violett tragen werde? Streicht mir das Wamms sofort über, und malt es mir fein ziegelroth.

Vergeblich sprach ich von dem grellen und dem sanften Uebergange der Farben. Die Dame aber sagte, das wäre einfältiges Geschwätz, und wenn sie mir von meinem Lohne nichts abdinge und voll bezahle, so müsse ich auch malen und anstreichen, wie sie es wolle. Ach wie sehr schlug dieses meine glänzenden Hoffnungen nieder, ich packte daher nach ein paar ähnlichen Begebenheiten mein Geräth zusammen und ging nach Colombo. Aber auf die nämliche Weise wurde ich auch hier aufgenommen, und daher wollte ich vorzüglich nur für Landschaftmalerei thätig seyn. Und weil gerade damals ein Krieg mit dem Beherrscher von Kandi war, so beschloß ich, die Armee zu begleiten, um jene Gebirge im Innern des Landes von Zimmtwäldern umkränzt, und jene Ueberreste alter Gebäude zu zeichnen, die von den Holländern mit dem Namen Tausendpfeiler belegt werden. Der Gouverneur war meinen Wünschen nicht entgegen, versprach auch, mir ein paar Eingeborne zu Trä-

gern meines Gepäckes und meiner Lebensmittel zu geben. Da ich aber, wenn diese fortliefen, welches ein gewöhnlicher Fall wäre, dem äußersten Mangel ausgesetzt seyn, vielleicht gar umkommen würde: so überlasse er es mir, ob ich nicht ein paar sichere Leute zu dem nämlichen Zwecke miethen wollte.

Voll Gedanken, wo ich diese hernehmen sollte, ging ich nach Hause und fühlte mich plötzlich an den Arm gefaßt; ich sah mich um und fuhr zusammen. Ein großer breitschulteriger Mulatte, mit spitzem, hervorstehenden Kinne, breiter dicker Nase, feurigen, aber schielenden Augen und einem großen Munde, worin die Vorderzähne fehlten, bot mir seine Dienste an. Ich brauche nichts als Träger zum nächsten Feldzuge, antwortete ich.

Auch hierzu bin ich bereit, sagte Hultgu, der Mulatte.

Ich würde ja, dachte ich in diesem Augenblick, es nicht verschmähen, mich des häßlichen Kameels zu bedienen, warum sollte ich Bedenken tragen, diesen breitschulterigen häßlichen Mulatten als Lastthier zu gebrauchen. So wurde der Handel abgeschlossen, und nach wenig Tagen begann der Zug. Neben einem

Flusse, wo auf der entgegengesetzten Seite zwischen zwei steilen Bergen, die wahrscheinlich in den frühesten Zeiten der Natur das Erdbeben von einander gerissen hatte, eine weite Oeffnung und durch diese eine lachende Aussicht auf Felder und Hütten der Eingebornen war, saß ich und zeichnete diese, nur einer solchen Gegend eigenthümliche, Landschaft. Da tönte ein unbekannter Schrei; ein Tiger! rief Huligu, der, ohne daß ich es wußte, mir nachgeschlichen war. Voll Entsetzen wollte ich fliehen; aber der Schrecken hatte beinahe meine Sinne gelähmt. Hinter meinen Rücken, rief der Mulatte, stellt Euch und macht Eure Waffen fertig. Er hatte indeß sein Gewehr auf den schon nahen Tiger angeschlagen. In dem Augenblicke, als dieser sich zum Sprunge auf uns fertig machte, drückte er los, der Tiger stürzte. Huligu eilte auf das getödtete Thier zu, und ohne auf mich und meinen Dank zu achten, zog er nun dem Tiger die Haut ab. Die blutigen Hände des Mulatten und die eben so blutige Haut, so wie der vor meinen Augen liegende Rumpf des Tigers kühlten meine Empfindungen ab. Ich danke Dir, sagte ich zu

dem Mulatten, mein Leben. Hier nimm ein paar Goldstücke zum Beweise.

Das gebt Ihr mir noch obendrein? sagte Huligu; o, das schöne Fell war ja wohl des Schusses werth. Dieses stumpfsinnige Wesen! das ist auch ein Mensch — dachte ich und kehrte schweigend zu den Truppen zurück, von welchen ich mich abgesondert hatte. Da stieß ich auf den Leichnam eines Europäers, dem man den Kopf abgeschnitten hatte. Was ist das? rief ich voll Entsetzen. Ein Cingalese, der im Hintergrunde lauerte, hat ihn wahrscheinlich erschossen, antwortete Huligu, und hat den abgeschnittenen Kopf mitgenommen, weil er dafür eine Belohnung erhält. Er kniete sich neben den Leichnam, durchsuchte die Taschen der Unterkleider, und fand einen Stahl, einen Feuerstein und ein Messer. Seht! welch ein glücklicher Fund, rief er; der Cingalese hat nicht Zeit gehabt ihn völlig auszuplündern.

Ich schauderte über diese Gefühllosigkeit. Wer weiß, dachte ich, ob er nicht, um auch etwas zu gewinnen, dir den Dolch in den Leib stößt. Ueberhaupt war mir die Lust zur fernern Begleitung des Heeres vergangen; ich kehrte daher mit dem ersten Transport von Kranken

und Verwundeten nach Colombo zurück, und eilte, um mich von dort nach Malakka einzuschiffen. Der Wind war günstig, und die sternhelle Nacht reizte mich, den des Tages Hitze angegriffen hatte, solche auf dem Verdecke hinzubringen. Es war still, Alles schlief, und ich sah mit Vergnügen nach der hellen Spur, die das Schiff bei dem Segeln in dem Gewässer bildete. Ich gedachte meiner guten Eltern und meines vergangenen Lebens. O gütiger Gott! sagte ich zu mir selbst, möchte jeden Tag meines Lebens und Wirkens dereinst, wenn die Nacht hereinbricht, eine glänzende Spur bezeichnen. Es war mir so wohl. Da fiel mir ein, ob ich recht gethan hätte, meine Schritte durch Stolz und Geldgier leiten zu lassen; und es war, als ob es in meinem Innern mir zuflüsterte: du bist nicht auf dem richtigsten Wege. Ei, seyd Ihr auch hier! rief plötzlich eine mir wohl bekannte Stimme. Ich sah mich staunend um, es war Huligu. Und auf die Frage. Was führt Dich hieher? berichtete der Mulatte, daß er seine Verwandten in Malakka, von wo er eigentlich gebürtig wäre, besuchen, und alsdann nach Batavia gehen wollte. Braucht Ihr, fügte er noch hinzu,

auf der Reise oder zu Malakka einen Bedienten, oder kann ich Euch sonst nützlich und gefällig seyn, so habt Ihr zu befehlen.

Geradezu nahm ich dieses zwar nicht an; aber als wir dort angelangt waren, konnte ich es doch dem Mulatten nicht abschlagen, daß dieser mir mein Gepäck in meine Wohnung trug, die ich zufolge vieler mitgebrachten Empfehlungen bei dem Gouverneur, Herrn van Baller, nahm. Ehe sich Huligu dort von mir entfernte, bot er mir einen Krid, oder gekrümmten Malayischen Dolch, zum Verkauf an, und ließ nicht eher ab mich zu bitten, als bis ich, um des Zudringlichen los zu werden, ihn gekauft hatte. Nun, sagte er, wenn Ihr mich ferner braucht, so schickt nur nach jenem Thurme, wo ich bei meinem Bruder, dem Gefangenwärter, wohne.

Der Gouverneur lebte wie ein kleiner Despot im höchsten Genuß des asiatischen Luxus. Er pries meine Gemälde, machte viele Bestellungen und schien mir endlich sein ganzes Vertrauen zu schenken. Eine Malayin von dunkelbrauner Farbe, mit langem, schwarzen, lockigen Haar, starken Gesichtszügen und großen wildrollenden Augen, war die Gebieterin

seines Herzens; und so sehr mir dieses Weib, welches noch die ganze Wildheit ihres Nationalcharakters hegte, zuwider war, um so mehr da sie Hinrichtungen als ein Fest betrachtete, jeder körperlichen Züchtigung eines Sklaven mit Vergnügen beiwohnte, und sich selbst gegen ihre Aufwärterinnen täglich neue Grausamkeiten erlaubte, so daß ich sie nur mit Widerwillen und Abscheu betrachten konnte: so durfte und wollte ich doch auch in meinen Verhältnissen das Verlangen des Gouverneurs, sie zu malen, nicht ablehnen. Sauer ward mir die Arbeit; sie ging daher nur langsam von Statten. Der Gouverneur drang indeß mit der Heftigkeit eines Liebhabers auf die Vollendung. Und da er einst bei einem seiner Freunde zum Mittagsessen eingeladen wurde, forderte er, daß ich, da nichts mich störe, an dem Gemälde arbeiten und Tahoa mir dabei sitzen sollte. Höchst unangenehm war meine Lage; die Kunst, durch die ich unabhängig zu werden glaubte, mußte ich hier aus Gewinnsucht schänden, und statt der Schönheit, der ich durch sie nur opfern zu dürfen gewähnt hatte, der Häßlichkeit huldigen. Meine Wange erglühte vor Aerger, und unwillig zitterte meine Hand.

Tahoa schob dieses auf Rechnung ihrer Reize und wollte den jungen Mann nicht lange schmachten lassen. So sehr ich sie auch bat, im Lichte zu bleiben, so rückte sie mir doch immer näher, und ehe ichs mir versah, war ich von ihren braunen, nervigen Armen umschlungen. Mit Verachtung und Unwillen stieß ich sie von mir, floh aus dem Zimmer, und die Flüche und Verwünschungen, die das wütende Weib mit gellender Stimme mir zurief, hallten noch aus der Ferne mir nach.

Was ich jetzt anfangen, ob ich die Sache dem Gouverneur entdecken oder ob ich so bald als möglich davon eilen sollte, darüber hatte ich noch keinen Entschluß gefaßt, als van Buller wohlbezecht vom Gastmahle nach Hause kam. Wie von einem Instinkte getrieben, steckte ich mein baares Geld zu mir; und als ich dieses aus meiner Reisekiste nahm, fiel mir der Krid in die Hände, den ich, um nicht ganz wehrlos zu seyn, in meinen Busen verbarg. Kaum hatte ich dieses gethan, als ich ein heftiges Getöse hörte. Buller und Tahoa, welche jetzt die Rolle von Potiphars Weibe spielte, traten nebst einer Wache ins Zimmer. Die beiden Ersten überhäuften mich mit Vorwürfen

und Schimpfworten, und auf ihren Befehl wurde ich nun von der Wache ins Gefängniß geschleppt.

Es war der nämliche Thurm, auf welchen der Mulatte gedeutet hatte, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, als dieser auch schon ins Gefängniß trat. Ohne Bedenken entdeckte ich ihm die Ursache meiner Gefangennehmung. Ihr seyd verloren! sagte Huligu. Der Gouverneur ist mächtig, aber Tahoa ist mächtiger; denn sie beherrscht ihn. Nur die Flucht könnte Euch retten; aber dazu ist Geld nöthig.

Was könnte ich hier durch Geld bewirken? fragte ich lebhaft.

Sehr viel, antwortete der Mulatte, so lange ich noch hier bin; allein dieses ist nur noch bis heute Mitternacht; denn ein chinesisches Fahrzeug, welches von hier nach Batavia geht, nimmt mich alsdann mit. Hättet Ihr Geld, so würde ich Euch Kleider kaufen, das Gesicht schwärzen, Euch für meinen Verwandten ausgeben, und Ihr entginget dem abscheulichen Weibe, das schon mehr als Einen ihrer Wut und Rachgier unter grausamen Martern aufgeopfert hat. Mit Freuden wurde der Plan

angenommen, schon schlug die Thurmuhr in der Nacht halb zwölf, und mit jeder Sekunde klopfte mein Herz um so ängstlicher; denn ich zweifelte, ob der Mulatte Wort halten, und fürchtete, daß er mit dem Gelde davon laufen würde. Noch beynahe eine Viertelstunde war vergangen, da öffnete sich die Thür des Gefängnisses und Tahoa, mit einer Lampe in der Hand trat hinein.

Undankbarer, sagte sie, es hängt von mir ab, mich ganz zu rächen, Dich noch im Todeskampfe zu verhöhnen, Deiner Martern und Zukungen zu lachen; aber ich liebe Dich. Willst Du mit mir entfliehen? Schätze stehen mir zu Gebot. Ich folge Dir nach Europa, Du sagst, daß ich Dein Weib bin, und uns knüpfen unzertrennliche Bande. Du zauderst noch? Unglücklicher, armseliger Wurm, Dich zu beglücken oder zu vernichten, steht in meiner Hand.

Jetzt trat der Mulatte in die geöffnete Thür des Gefängnisses hinter Tahoa's Rücken und winkte. Meine Angst war unaussprechlich. Tahoa bemerkte, daß mein Blick auf die Thür des Gefängnisses gerichtet war. Sie wandte sich um und sah den Mulatten. Was

willst Du? rief sie zornig. Die Uhr schlug jetzt zwölf. Ich will, sagte Huligu, nur von meinem ehemaligen Herrn Abschied nehmen, das Schiff liegt segelfertig, es wartet keinen Augenblick länger. Tahoa! rief ich, sey barmherzig, laß mich fliehen.

Das also ist Euer Vorhaben! schrie Tahoa, indem sie sich zu dem Mulatten wandte.

Sie wollte nach der Thür; Huligu stieß sie zurück. Beide begannen zu ringen. Ihr seyd an mir zum Verräther geworden! schrie der Mulatte, jetzt kommt mir auch zu Hülfe. Wir müssen umkommen oder dieses Weib; unser Leben hängt von diesem Augenblick ab. Er strauchelte, das wütende Weib griff ihm an die Kehle und drückte diese zusammen. Angstvoll und unschlüssig preßte ich die Hände gegen meinen Busen; da fühlte ich den Krid, riß ihn aus der Scheide, und zitternd versetzte ich der Malayin einen schwachen Stich. Mörder! Mörder! brüllte diese. Geschwinde, geschwinde tödtet sie völlig! rief Huligu, jetzt ist kein anderer Ausweg. Ich gehorchte dem gräßlichen Rathe. Tahoa röchelte sterbend. Ihr Blut wischte jetzt der Mulatte von meinen Händen, holte ein Bündel herbei, bestrich mein

Gesicht mit einer braunen Farbe und legte mir die mitgebrachten Kleider an, löschte die Lampe aus und verschloß die Thür des Gefängnisses. Wir eilten auf das Schiff und kamen glücklich nach Batavia.

Reichlich waren die Schiffer bezahlt worden; denn alles mein Gold hatte ich dafür hingegeben. Daher fehlte mir Alles und, weil ich meine Malergeräthschaften zurückgelassen hatte, selbst die Mittel zum Erwerb. Arm und hülflos wußte ich keinen Rath. Da that mir Huligu den Vorschlag, mir bei einem freigelassenen Neger, der sich, seinem Ausdrucke gemäß, mit Malerei beschäftigte, einigen Erwerb zu schaffen, und so sehr alle meine Gefühle sich dagegen sträubten, so sehr mir eigentlich der Anblick des Mulatten, als des Urhebers eines Mordes, den ich verabscheute und den mir mein Gewissen, aller Entschuldigungsgründe ungeachtet, dennoch oft vorrückte, äußerst zuwider war, so sehr hatte mich doch das Schicksal, oder vielmehr das gemeinschaftliche Verbrechen an diese Mißgestalt geknüpft. Selbst Dankbarkeit kam noch hinzu, denn ich wäre vor Hunger umgekommen, wenn nicht Huligu anfänglich den ärmlichen Lohn, den er

als Lastträger erwarb, mit mir getheilt hätte, und um ihm dieses zu ersetzen und nicht mehr bloß von ihm ernährt zu werden, glaubte ich das mir dargebotene Mittel zu eigenem Erwerb nicht verschmähen zu dürfen. Der Neger aber behandelte mich wie einen Tagelöhner und schickte mich aus, Thüren, Fensterladen und ähnliche Dinge anzustreichen. Als ich ihm aber an einem Abende die übriggebliebenen Farben zurückbrachte, fragte er mich, ob ich es wohl übernehmen wolle und Geschicklichkeit genug besäße, die Laden eines Krämers mit einigen Blumengehängen zu verzieren. Mit Freuden übernahm ich diesen Auftrag, und der Gedanke, hier etwas Vorzügliches zu liefern und mir hierdurch wieder Aufmerksamkeit zu erwerben, erzeugte in meiner Seele einen Strahl von Hoffnung. Kaum aber hatte ich einen Theil der Arbeit vollendet, als der Herr des Hauses, wegen meiner Langsamkeit und schlechten Arbeit mich mit Schimpfnamen belegte. Entschuldigungen waren fruchtlos, der Krämer ward wütend. Einige der Vorübergehenden blieben stehen, unter diesen auch ein alter gutgekleideter Mann, der näher hinzu trat und um die Ursache des Streites fragte.

Seht, sagte der Krämer, dieser elende Kerl soll den Laden hier mit Blumen verzieren, so wie den meines Nachbarn, auf dem die Stockrosen, der Mohn und die großen bunten Tulpen so dicht neben einander und so bunt dastehen, daß es anzusehen eine Lust ist, und da kommt nun dieser dumme Wicht, pinselt schon einen halben Tag und hat mir da ein paar Hyazinthen, Röschen, Vergißmeinnicht, und einige grüne Blätter hingeklebt. Da ich ihn aber nun wegjage und nichts mehr von ihm gemacht haben will, ist er so unverschämt, mir einbilden zu wollen, daß seine Arbeit um vieles schöner als die bei meinem Nachbar wäre.

Der Fremde wandte sich zu mir und fragte, ob ich ein Maler und aus welchem Lande ich wäre. Meine Antwort war: daß ich kein alltäglicher Maler zu seyn glaubte, ein Deutscher wäre und Werner heiße. Dann, antwortete der Fremde in Deutscher Sprache, sind wir Landsleute, und, was noch auffallender ist, auch ich heiße Werner. Ihr seht, daß die Menschen hier auf dasjenige, was hier vorgeht, und Euren Streit aufmerksam werden, verlaßt daher Eure Arbeit und kommt gegen

Abend in mein Haus, wo ich vielleicht für Euch zu sorgen im Stande bin. Und Werner entfernte sich nun so schnell, daß ich, so groß auch meine Rührung war, ihm kaum meinen Dank abzustatten vermochte.

Sein Haus (nach dem ich nun eilte) lag in einem Stadttheile, der von dem Laden, an welchem ich gearbeitet hatte, äußerst entfernt war. Ehe ich hinging, reinigte ich noch mein Gesicht von jener braunen Farbe, womit ich auf den Rath des Mulatten, um etwanigen Nachforschungen zu entgehen, mich noch immer unkenntlich zu machen gesucht hatte. Wernern blieb dieses nicht unbemerkt; daher sagte er mir nach der ersten Begrüßung: soll ich Euch helfen — wie ich willig und bereit bin — so fordere ich von Euch Zutrauen und daher auch ohne allen Rückhalt Eure Geschichte. Einen Augenblick stand ich bedenklich da, aber als ich meine Augen aufschlug und das Zimmer mit Kupferstichen und Gemälden geschmückt sah, die ich seit meiner Abreise aus Europa nicht so schön beisammen erblickt hatte, da war es, als ob mir eine Sonne im Herzen aufging. O, sagte ich, indem ich vor einen Johannes trat, wer diesen Lieblingsjünger des Herrn, diese

himmlischen Züge voll Sanftmuth und Milde täglich vor Augen hat, der kann gewiß gegen die Leiden des Nächsten nicht unempfindlich seyn. Unverschleiert kann ich Jedem meine Vergangenheit darstellen, bis auf eine einzige That, welche diesen Busen ewig mit Reue füllt, und selbst diese werde ich dem Manne nicht verhehlen, welchen der Zufall, nein! Gott zu meinem Retter herbeigeführt hat. — Ich erzählte ihm nun meine ganze Geschichte, und auch, daß ich aus Künstlerlaune, seitdem ich Holland verlassen, mich nicht mehr Werner, sondern mit meinem Taufnamen Raphael genannt hätte.

Mit Wohlwollen und Theilnahme hatte Werner meine Geschichte angehört, und so sehr ihn bei Tahoa's Ermordung ein Schauer überfiel, so tröstete er, den die Erzählung dieser That äußerst gerührt hatte, mich dennoch wieder, gestand mir aber auch, daß ich wegen der Nachforschungen, die van Buller vielleicht anstellen könnte, nicht außer aller Gefahr seyn würde. Da er aber erfuhr, daß ich nur seit wenigen Tagen in Batavia, dort außer dem Mulatten, von Niemanden gekannt wäre, so machte er mir den Vorschlag, daß ich mich für

einen Verwandten, der aus Europa zu ihm gekommen wäre, ausgeben und nie Raphael, sondern immer Anton Werner unterschreiben, und nennen sollte. Da man aber aus Malakka nur immer dem Maler Raphael nachspüren würde, so sollte ich keine Kenntniß von Malerei äußern, mich durchaus auch hier nicht mit dieser Kunst beschäftigen, die ohnehin weder geehrt noch einträglich wäre. Mit Vergnügen versprach ich zu gehorchen, wenn ich nur ein anderes Mittel mich zu ernähren erhalten könnte, und daher wurde Werners Antrag, mich bei seinen Handelsgeschäften anzustellen, mit Rührung und Dank angenommen. Durch Fleiß und Ordnung, Treue und Aufmerksamkeit suchte ich den Abgang der Handelskenntnisse zu ersetzen, und weil ich hierin das Fehlende bald nachholte, so wurde ich auch in kurzer Zeit Werners Liebling, der, Wittwer und kinderlos, mich bald mit Vaterliebe behandelte. So verstrichen einige Monate und ich wäre glücklich gewesen, hätte nicht noch zuweilen das Andenken des Mordes vor meiner Seele gestanden. Doch wurde das Bild immer schwächer, bis an einem Abende auf einem einsamen Spatziergange unerwartet der Mulatte vor mir stand. Ich er-

bebte bei seinem Anblick, doch faßte ich mich bald und gedachte, daß ich gegen ihn die Pflicht der Dankbarkeit noch nicht erfüllt hätte. Hier sagte ich daher, indem ich meine Börse an Huligu reichte, nimm dieses als Beweis meiner Erkenntlichkeit an.

Ach! sagte der Mulatte, indem er meine Hände küßte, wie glücklich macht Ihr mich! Mein armer Bruder — Ihr wißt, er war der Gefangenwärter zu Malacka — der Gouverneur hat ihn, weil mein Bruder mir die Schlüssel Eures Gefängnisses anvertraut hatte, und er ihn daher mit uns einverstanden glaubte, zu Tode martern lassen. Sein armes Weib, das er auch schrecklich martern ließ, ist mit vier Kindern mir nachgekommen.

Die Folge des Mordes erschütterte aufs Neue mein zuvor einigermaßen beruhigtes Herz. Ich hatte nach meiner Ueberzeugung zur Erhaltung einer so starken Familie, die ihren Vater und Versorger durch meine Schuld verloren hatte, nur wenig gethan. Daher sagte ich dem Mulatten, daß er nach einigen Wochen zur bestimmten Stunde wieder auf diesen Platz kommen sollte.

Nein! sagte Huligu, das kann ich nicht über mein Herz bringen, es könnte Euch ins Verderben stürzen; denn van Buller läßt Euch nachspüren; ich, der unbedeutende Mulatte, verliere mich in dem großen Haufen; aber wenn man Euch, dessen Gestalt gewiß den Ausspähern genau beschrieben ist, mit einem breitschulterigen, schielenden Mulatten sprechen sähe, so wären wir Beide verloren. Daher bin ich auch nicht, ob ich gleich Euren Aufenthalt wußte, früher zu Euch gekommen, wenn es aber Noth thut, so werde ich Euch schon bei Herrn Werner aufsuchen.

So schieden wir Beide; ich aber hielt es für Pflicht, Wernern mit dem Vorgange bekannt zu machen, der selbst die Treue und Ergebenheit des Mulatten rühmte. Der Mensch sagte er, ist nicht so böse, als man oft vorgibt; denn selbst in dieser häßlichen Hülle und durch alle Rohheit des Mulatten schimmert doch die Güte der menschlichen Natur hindurch.

Und doch, antwortete ich, muß ich die Schwäche bekennen, nie kann ich den Mulatten ohne Abscheu und Schaudern betrachten.

Das ist wieder, sagte Werner, eine von den Schwächen der menschlichen Natur. Ihr,

mit Eurem Künstlersinn, mit Eurem Gefühl für das Schöne, tragt nur dieses beständig mit Euch herum. Jede Abweichung von einer schönen Form ist Euch daher zuwider; als Künstler habt Ihr Recht, nicht so als Mensch. Seht, wenn Ihr die Palette und den Pinsel in der Hand habt, nur auf das Aeußere, in allen übrigen Verhältnissen seht auf die Gesinnungen und Thaten des Menschen, und verachtet nie einen Edelstein, weil er noch roh und ungeschliffen ist.

Der Mulatte gewann noch um so mehr bei Wernern, als dieser erfuhr, daß van Buller wirklich dem Mörder seiner Geliebten nachstelle. Aber seyd unbesorgt, sagte er zu mir, ich habe Freunde genug, um Euch zu schützen. Auch will ich Euch mit einem Gedanken bekannt machen, den ich aus mancherlei Gründen bis jetzt verschwiegen habe. Seit dem Tode meiner Frau und meiner Kinder ist die Liebe zu meinem Vaterlande mit neuer Stärke erwacht. Mein Vermögen habe ich daher allmählich nach Europa gesandt, wohin ich selbst, wenn nach einigen Monaten die Compagnieschiffe von hier abgehen, zu reisen und Euch mitzunehmen gedenke.

Diese Freude hatte ich nicht gehofft, mein Entzücken war gränzenlos. Jetzt kam der Mulatte und bat, da der Aufseher von Werners Landhause abgegangen wäre, ihm diese Stelle zu verschaffen. Ich verwandte mich für ihn. Mit Vergnügen gewährte Werner die Bitte, fügte aber hinzu, daß er dieses Landhaus auch selbst zu verkaufen im Begriff stehe, und gestand, da er nun selbst den Mulatten gesehen hatte, daß er meinen Abscheu höchst verzeihlich fände. Allein da Huligu sich auf dem Landhause durch Redlichkeit und unverdrossene Arbeitsamkeit auszeichnete, so gewann er auch Werners Gunst, der ihn nun oft als Beispiel anführte, wie sehr das Aeußere zu täuschen im Stande wäre. Indeß waren Werners Angelegenheiten beendigt, selbst das Landhaus verkauft und der Mulatte, dem ich eine mir hierzu von Werner gegebne Summe geschenkt hatte, entlassen; und am folgenden Tage waren wir, Werner, ich und Jakob, ein deutscher Bedienter, uns einzuschiffen bereit. Da meldete sich der Mulatte. Was ich, sagte er, durch eure Großmuth erhielt, ist hinreichend, meines Bruders Weib und Kinder zu ernähren; ich bin ihnen jetzt entbehrlich und

kann Euch nicht verlassen. Jakob kann auf der Reise erkranken, dann braucht Ihr einen Andern zu Eurer Bedienung, darum nehmt mich mit. Was soll ich hier? Jeder spottet über meine schielenden Augen, über meine häßliche Gestalt, nennt mich ein Scheusal; nur Ihr habt das nie gethan. Darum nehmt den armen Huligu mit, er hat ja Niemanden in der Welt, den er so liebt als Euch.

Du sollst mitkommen, treue Seele! sagte Werner, und reichte ihm freundlich die Hand. Huligu schien vor Freuden außer sich und am folgenden Morgen schifften wir Alle uns ein.

Werner und ich hatten ein besonderes Zimmer im Schiffe, Jakob und Huligu eine besondere Kammer, und für jede Bequemlichkeit und jeden Vorrath war hinlänglich gesorgt. Ein sanfter Wind trieb das Schiff vom Lande. Werner aber schien doch das Unangenehme der Seereise zu empfinden, wenigstens sagte er, daß ihm nicht ganz wohl wäre, ging daher auf das Verdeck und leerte mit mir eine Flasche Madera auf glückliche Rückkehr ins Vaterland. Noch zwei Flaschen befahl Werner zu bringen, die eine davon erhielt Jakob und der Mulatte,

die zweite leerte er, da ich wenig Bescheid that, beinahe allein aus. Nach ein paar Stunden fühlte er sich sehr unwohl, der Schiffsarzt schob die Schuld davon auf den feurigen Wein, verbot dessen ferneren Genuß und empfahl dagegen kühlende Mittel und Ruhe. Ich war für meinen väterlichen Freund und Wohlthäter äußerst besorgt.

O, sagte der Schiffskapitän, da er meine Thränen sah, Ihr seyd ein seltener Mensch! denn, bei meiner armen Seele, ich habe nicht geglaubt, daß es einen jungen Neffen in der Welt geben könne, der bei der Krankheit eines alten Oheims, durch dessen Tod ihm so viele Reichthümer zufallen, sich in allem Ernst so kläglich gebehrden könnte, als Ihr thut.

Ihr habt Recht! sagte Huligu, wild auflachend: wenn der alte Herr davon geht, so ist's ja ein Glück für meinen jungen Herrn.

Dummkopf! sagte ich, als der Schiffskapitän weggegangen war: bin ich denn Werners Neffe?

Was ist daran gelegen? antwortete Huligu: der Kapitän und das ganze Schiffsvolk, selbst Jakob hält Euch dafür; stirbt daher der alte Herr, so nehmt Ihr den Nachlaß. Was

er in Papieren bei sich hat und wie viel Ihr davon gebrauchen könnt, verstehe ich nicht; aber die schwere Schatulle, die Goldbarren und Diamanten, von welchen mir Jakob erzählt hat, wenn Ihr die nicht behalten wolltet, so wäre es Thorheit, und sein Tod ist doch gewiß Euer Glück; denn wer weiß, ob er von seinem großen Reichthum Euch in Europa einen Heller gäbe, und ob Ihr dann nicht wieder, wie in Batavia, Laden und Thüren anstreichen müßtet.

Das wohl nicht, sagte ich; denn meine Kunst würde mich ernähren.

Welche Kunst? fragte der Mulatte; habe ich doch nicht gesehen, daß Ihr eine getrieben habt; und wer bürgt Euch denn dafür, daß sie nicht vergessen ist? Auch ich konnte einst die Trommel herrlich schlagen; aber da ich es einige Jahre hindurch unterlassen hatte und es nun wieder versuchen wollte, lachten mich die Leute aus, so schlecht machte ich es.

Diese Aeußerung hatte auf mich eine besondere Wirkung. Denn ich wußte, wie viel es auch bei dem größten Künstler auf eine gewisse mechanische Kunstfertigkeit ankommt; seit der Abreise aus Europa hatte ich aber meine

Kunst wenig, in Batavia gar nicht mehr ausgeübt; kein Anblick großer Kunstwerke hatte mich begeistert. Wenn ich nun bei meiner Rückkehr vielleicht als ein Sudler da stände, dieser Gedanke erfüllte mich mit unaussprechlicher Angst und Besorgniß. Ich eilte zu dem Kranken; der Arzt saß bei ihm und äußerte sich bedenklich; in meiner Seele durchkreuzten sich nun die Pläne, ob ich auf den Fall, wenn Werner sterben sollte, mich des Nachlasses bemächtigen, oder Alles den rechtmäßigen Erben abliefern und mich ihrer Großmuth überlassen sollte. Der Kranke rief jetzt einige Mal nach Madera.

Es ist Phantasie, sagte der Arzt; denn der Genuß würde ihm bei seiner jetzigen Fieberhitze tödtlich werden.

Ich habe aber doch auch gehört, äußerte Huligu, der jetzt hinzu gekommen war, daß Kranke dadurch genesen, daß ihre Gelüste befriedigt werden.

Der Arzt würdigte ihn keiner Antwort, versprach aber, nach ein paar Stunden wieder zu kommen. Ich aber war im fürchterlichsten Kampfe mit mir selbst und in der höchsten Gemüthsbewegung.

Gebt ihm Madera! sagte Huligu.

Soll ich ihn morden? rief ich noch mit einigem Abscheu.

Ich an Eurer Stelle, sagte der Mulatte, gösse eine Flasche Madera in diesen Becher und setzte ihn an das Bett. Ob er ihn nun trinkt oder nicht, das hängt vom Schicksal ab. Stirbt er, so ist es gut für Euch; genest er davon, so wird er Euch seine Rettung verdanken.

Ich schwieg, denn ich war schon so weit gekommen, diesen Gedanken ohne Schaudern ertragen zu können. Unruhig eilte ich nun wieder auf das Verdeck; da stand Jakob und weinte. Mein besseres Selbst schien bei diesem Anblick zu erwachen.

Weine nicht, guter Jakob, sagte ich.

O, wenn der alte Herr sterben sollte, verstoßt mich nicht! rief Jakob. Schon ehe ich zu ihm kam, diente ich zwölf Jahre bei einem Herrn, der immer zu mir sagte: Bleibe bei mir, nächstens will ich ein Testament machen und dich auch darin bedenken; aber immer zauderte er und starb endlich plötzlich ohne Testament. Da verschloß ich Alles von Werth, eilte zu den Erben und brachte ihnen die Schlüssel;

aber die ließen mich nun vor Gericht einen theuren Eid schwören, daß ich nichts gestohlen hätte. Sie zahlten mir darauf meinen Lohn bis zum Sterbetage meines Herrn, und ließen mich laufen. Ach, lieber Herr, so werdet Ihr es gewiß mit mir nicht machen. —

Aber vielleicht Werners Erben mit mir selbst, wenn ich ihnen auch Alles treulich abliefern sollte, so dachte ich und meine Seelenangst stieg. Bald dachte ich mir diese kaltherzigen Erben, wie sie daständen und auch meine Ehre durch den Eid kränken würden, nichts entwandt zu haben. Das Bild wurde immer lebhafter, die Erben bald der Gegenstand meines Hasses. Mich und den alten Jakob ihnen nicht preis zu geben, schien mir zuerst Gebot der Klugheit, bald darauf Pflicht zu seyn. Und so erlangte der Entschluß, auf den Fall, wenn Werner sterben sollte, sich des Nachlasses zu bemächtigen, allmählich Festigkeit.

Ich kam an das Krankenbette, Werner phantasirte heftig. Wein! sagte er zu mir, Wein her!

Der Arzt hat es verboten, antwortete ich ihm.

Was, Du Hund! rief der Kranke, Du Mörder, den ich für meinen Verwandten ausgab, willst mir das Meinige vorenthalten?

Da habt Ihr's, sagte Huligu, der indeß am Krankenbette gesessen hatte. In den wenigen Augenblicken, die er vielleicht noch zu leben hat, wird er an Euch zum Verräther werden.

Werner fuhr fort zu schimpfen und zu schelten. Durch die hohe Anstrengung, bei dem Toben so mannigfacher Gefühle bestimmt, meiner Gedanken mir beinahe kaum selbst bewußt, ergriff ich Elender eine Flasche Wein, stürzte sie in den Becher, setzte diesen neben das Bett und floh aus dem Zimmer. Laut lachte der Mulatte, dieses veranlaßte mich umzukehren. Schon hatte der Kranke den Wein hinabgestürzt und lag in Zuckungen. Er stirbt, sagte Huligu; setzt daher geschwinde den Becher bei Seite.

Gott — und ich sein Mörder! rief ich voll Entsetzen.

Das bist Du, sagte der Mulatte.

Ein plötzliches Geschrei entstand auf dem Verdecke, man hörte den Befehl des Schiffskapitäns, die Segel einzuraffen. Unter Donner

und Blitzen entstand ein schrecklicher Orkan, der mit jeder Sekunde stieg. Ich kam von der Betäubung in etwas zu mir, und hörte die Stimme des Schiffskapitäns

Was giebts? fragte ich ihn.

Ein Orkan, antwortete der Schiffskapitän, wie ich alter Seemann ihn noch nie erlebte. Wenn wir nicht so glücklich sind, den Hafen von Malakka zu erreichen, so sind wir verloren.

Jetzt fühlte ich alle Martern der Hölle. So, rief ich, nachdem ich in unser Zimmer zurückgekehrt war, habe ich meinen Wohlthäter ermordet, um selbst schrecklich umzukommen!

Ja, ja, sagte Huligu, in Malakka wird man Euch freundlich bewillkommen. —

Und Du Bösewicht, rief ich, wirst mein Schicksal theilen, dieses ist noch mein letzter Trost.

Freilich, sagte Huligu, wenn ich nicht ein in dieser Hülle verkappter Geist und Dein böser Dämon wäre. Frohlocke daher nicht, Du kannst jetzt nicht mehr zurück, und daher will ich offen mit Dir sprechen. In Dir lag der Keim jeder hohen Tugend, Deine Seele war rein und schuldlos; darum habe ich mir um

Dich so viel Mühe gegeben. Jetzt hast Du die Wahl, den Orkan erregte ich, durch ihn treibe ich Dich nach Malakka; erzähle zuvor, wer Du bist, daß Du Deinen Wohlthäter mordetest, und mit Freuden wird jeder Dich als einen Gegenstand des Abscheues Deinem Feinde zur Sättigung seiner Rache ausliefern.

Ich habe es verdient, sagte ich, thue was Du willst.

Das Gemälde, fuhr Huligu fort, hat noch eine zweite Seite. Ich erkläre dem Arzt, daß ich dem Kranken den Wein gab, stürze mich, wie von Reue getrieben, selbst ins Meer, stille den Orkan, Du kommst nach Europa und erwirbst Dir im Besitz der Schätze jeden Lebensgenuß, und dafür fordere ich bloß eine kleine Gefälligkeit.

Meine Seele, Du Auswurf der Hölle, rief ich voll Schrecken und Abscheu: die gebe ich Dir nicht!

Die fordere ich auch nicht, sagte Huligu, sondern nur: Du übst nie deine Kunst an einem andern Gegenstande aus, als daß Du mein Bildniß mahlst; täglich zeichnest Du daran oder machst einige Pinselstriche. Ist ein Gemälde fertig, so beginnst Du ein neues,

In jedem Deiner Zimmer, jedem Raume in Deinem Hause hängst Du ein solches Gemälde, oder auch mehrere meiner Abbildungen auf; brichst Du diese Bedingung, so gehört mir Deine Seele, hältst Du sie, so magst Du übrigens thun, was Dir beliebt.

An die Pumpen, an die Pumpen! schrie der Schiffskapitän: der Sturm wird stärker!

Ja oder nein? schrie der Mulatte.

Ja! rief ich: doch übrigens kann ich thun, was ich will.

Du kannst es, und ich habe weiter an Dich gar keine Forderung: nun aber sprich auch die Worte, die auf diesem Pergamente stehen.

Es war eine schreckliche Formel, wodurch ich, wenn ich meine Zusage bräche, Gott, dem Erlöser und allen Heiligen entsagte und mich in die Hände des Satans gab. Steuert nach Malakka! rief der Schiffskapitän. Zitternd stand ich noch einen Augenblick an; nun sprach ich die schrecklichen Worte aus.

Da, sagte Huligu, indem er auf den Winkel wies, steht Euer in Malakka zurückgelassenes Malergeräth. Morgen fangt Ihr mein Bildniß an und nun kommt und hört, ob ich meine Zusage erfülle.

Er eilte auf das Verdeck. Zitternd folgte ich.

O, rief Huligu, als ob er mich im Streite verlassen hätte, Ihr habt Recht, ich bin sein Mörder! er forderte Wein, und weil ich ihn dadurch zu retten hoffte, gab ich ihm solchen, ungeachtet Eures Verbotes. Er ist todt, ich Unglücklicher wurde sein Mörder! — Das Schiffsvolk wurde durch dieses Geschrei aufmerksam, fragte, was ihm wäre, er wiederholte sein Geständniß und näherte sich allmählich dem Schiffsbord. In dem Augenblicke, schrie er, worin ich die That beging, entstand dieser Sturm! Er ist die Strafe meiner Verbrechen: aber Ihr sollt einen solchen Bösewicht nicht länger unter Euch haben, ich bestrafe mich selbst. So rief er und stürzte sich in das Meer. Schnell stillte sich der Sturm; ein günstiger Wind, der aber das Schiff von der Küste von Malakka abtrieb, blies in die Segel und brachte uns, nach einer kurzen und günstigen Fahrt, an das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Ich wußte nicht, ob ich mich über mein Leben freuen oder betrüben sollte. Mit Zittern und Angstschweiß verrichtete ich täglich die

gräßliche Arbeit an dem mir so verhaßten Gemälde. Oft stand ich im Begriff, den Nachlaß zurück zu geben, um einigermaßen die Vorwürfe meines schmerzlich erwachten Gewissens zu erleichtern; aber ich hatte mich ja gegen den höllischen Unhold verpflichtet, der Malerei zu entsagen; wovon sollte ich jetzt meinen Unterhalt hernehmen, und daher war ich beinahe in der traurigen Nothwendigkeit, auch von diesem Verbrechen nicht abstehen zu können. Was ich von Wechseln nicht leicht selbst ziehen konnte, sandte ich durch einen Handelsfreund, der die Geschäfte des Verstorbenen in Europa betrieben hatte, an Werners mir übrigens völlig unbekannte Familie. Den alten Jakob schickte ich reichlich beschenkt nach Europa zurück. Ich selbst begab mich nach England, setzte dort mein Gold und meine Juwelen um und reiste nun nach meinem Vaterlande, wo ich mir einen schönen Landsitz kaufte. Oft hatte mich der Anblick der schönen Natur entzückt, oft war mir eine herrliche männliche Gestalt vortheilhaft aufgefallen, oft hatte auch weibliche Schönheit mich gerührt, und die Ueberzeugung in meinem Innern, durch ihre Abbildung ein vorzügliches Kunstwerk liefern

zu können, machte, daß ich die Entsagung meiner Kunst und die tägliche Sklavenarbeit an dem mir so verhaßten abscheulichen Gemälde um so schmerzlicher fühlte. Meine ganze Phantasie war zerrüttet, und oft sagte mir bange Ahnung, daß Wahnsinn endlich mein Loos seyn würde. Ich hatte noch Werners Schatulle, bemerkte einst darin eine, von mir bisher noch nicht entdeckte, geheime Schublade, öffnete sie und fand die Briefe der Schwester meines Wohlthäters, die sie immer mit ihrem Vornamen Marie unterzeichnet hatte. Außerdem war hier ein Schächtelchen; ich öffnete es, es waren darin zwei Ringe von hohem Werth und neben diesen lag ein Zettel: Brautringe für Werner und Maria. Also, sagte ich, hatte Dich der verstorbene Werner zum Gatten seiner alten Schwester bestimmt. Dieses gewährte mir einige Linderung; ich las daher die Briefe. O Gott, wer vermag auszudrücken, was ich bei nachstehender Stelle empfand: „Verzeihe den Stolz der Mutter, wenn ich Dir sage, daß täglich bei Marien sich neue Vorzüge des Körpers und Geistes entwickeln. Ihr Herz ist frei, und bei der Liebe und Achtung, die sie für ihren edeln

Oheim hegt, fühlt sie schon eine gewisse Zuneigung gegen den jungen Mann, den er durch den Besitz seines Vermögens und die Hand einer geliebten Nichte glücklich zu machen wünscht."

Eine Höllenmarter ergriff mich. Schuldlos konnte ich im Besitz dieses Vermögens, im Besitz eines herrlichen Weibes seyn, und dem Edeln, dem Wohlthäter, der mir dieses Alles zuwenden wollte, — wie hatte ich ihm gelohnt! Welches Weib konnte ich in meine Wohnung führen, wo hinter dem Bilde des Mulatten, welches ich aus keinem Zimmer wegnehmen durfte, ein schreckliches Geheimniß verborgen lag. Oft war ich dem Selbstmorde nahe, und bloß die Furcht vor den noch schrecklichern Martern der Hölle hielt mich ab, ein Leben zu enden, welches mir zur Qual gereichte.

Da kamt Ihr guten edeln Menschen in meine Nähe. Euer Umgang wurde mir ein lindernder Balsam; aber der Name Marie wurde für mich ein neues Schreckbild. Bald aber fühlte ich mich von ihr innigst angezogen, und ihre Sanftmuth, ihre Theilnahme flößte mir in einigen Augenblicken eine glänzende Hoffnung ein; aber wenn ich mein entsetzliches Ta-

gewerk an dem Gemälde des Mulatten vollendet hatte, so schwand auch wieder dieser Strahl von Hoffnung dahin. Daher verschob ich nun diese empörende Arbeit von einer Stunde zur andern, und hätte es, von Marien begeistert, bald an einem Tage völlig unterlassen, wenn mich nicht der Zufall kurz vor Mitternacht daran erinnert und ich das Bild mit einer Kohle an der Wand entworfen hätte. Dieß geschah in Mariens Gegenwart, ich fühlte, daß hierdurch Alles verloren war; meine Schwermuth verdoppelte sich, und ich glaubte nicht, noch einen höhern Grad des Schmerzes empfinden zu können, bis ich erfuhr, daß Marie, dieses himmlische Geschöpf, Werners mir bestimmte Nichte war. — —

Sterblicher danke Gott, daß er für den Schmerz des Körpers und der Seele Dir eine gewisse Stufe gab, auf welcher, wenn sie erreicht ist, sich jeder Schmerz in Gefühllosigkeit verwandelt, aus welcher der Unglückliche wieder zu einer ruhigern, mildern Stimmung erwacht. So mir. Der Gedanke, alles Geraubte wieder zu geben, mich aus meiner Lage zu reißen, wurde lebhaft. Ich bedurfte einen Rathgeber, einen Freund, und so sandte ich

zu dem ehrwürdigen Prior Hilarius. Beten konnte ich jetzt wieder, beten und mich mit Vertrauen an den Allbarmherzigen wenden. Dieses gab mir Kraft und Geistesstärke, da unerwartet Huligu an mein Krankenbett trat. Hohnlachend sagte er: Du willst Dich bekehren? Du anfänglich stolzer Thor, Undankbarer, Betrüger, Dieb und zweifacher Mörder! wähnst Du, daß es für Dich noch einen Himmel giebt? Laß uns aufrichtig sprechen: Du warst schuldlos, fromm und gut. Dieses verdroß mich; und da Künstlerstolz, ein Sehnen nach Lebensgenuß und einem gewissen ruhigen Schwelgen im Schoße der Natur in Deiner Seele lag, so ertappte ich Dich dabei. Durch den Gedanken, als der erste Künstler zu leuchten, verleitete ich Dich aus der Natur, in der Du zu leben gewöhnt warst, die überall Frieden in Deine Seele goß, und aus Deiner Umgebung zu treten. Auf dem Meere, wo Du nichts als Wasser und Wolken sahst, erhitzte ich Deine unbeschäftigte Phantasie durch Vorspiegelungen von Künstlergröße und einer Menge künftiger Genüsse. Dein Sinn für das Schöne stand mir im Wege; darum suchte ich diesen zu erkalten; bestimmte Dich, bloß für

baares Geld Jeden, der Dich bezahlte, zu malen. Ich begleitete Dich, gewöhnte Dich an meinen Anblick, fesselte Dich durch anscheinende Lebensrettung; gewöhnte Dich, das Gräßliche ohne Abscheu zu sehen, und so sankst Du immer stufenweise. Damit Dich der Anblick und die Darstellung der schönen Natur nicht zu ihrem Urheber zurückführen konnte, untersagte ich Dir die Ausübung Deiner, Dir zuvor verleideten Kunst. Meinst Du, dieses Alles habe ich umsonst gethan? Du bist mein; dennoch will ich Dich gnädig behandeln, zwanzig Jahre lang schenke und verschaffe ich Dir noch jeden Lebensgenuß; aber in diesem Augenblick verschreibst Du mir Leib und Seele mit Deinem Blute. Besinnst Du Dich länger als eine Minute, so gewähre ich Dir nur zehn Jahre.

Hebe Dich von mir! rief ich und wandte mich in meinen Gedanken zu Gott. Das Scheusal verschwand; ein Wagen hielt vor der Thür, es war der fromme Hilarius. Dieser befestigte mich in dem Entschlusse, das Geraubte zurückzugeben; untersagte mir die fernere Abbildung des Mulatten, dessen Bildniß

er sofort wegnehmen und verbrennen ließ. Dagegen ermahnte er mich, das Bild des Gekreuzigten, die Bildnisse der Heiligen und schöne Naturscenen täglich zu malen. Als ich es das erste Mal versuchte, da war es, als wollte immer ein Unsichtbarer meine Hand zur Darstellung der gewohnten Züge lenken; aber ich ermannte und stärkte mich durch das Gebet, und als meine erste Arbeit gelang, da warf ich mich auf die Knie, und nicht Worte, Freudenzähren bezeichneten meinen Dank. Ich wünschte, für meine Seele zu sorgen, aber auch dem Nächsten durch gute Werke zu dienen, und daher begab ich mich auf den Rath des frommen Hilarius und meines eigenen Herzens in den Orden der barmherzigen Brüder, und legte es mir zur Buße auf, als Krankenwärter jederzeit die schwächsten Kranken und die, welche die höchste Sorgfalt bedurften, redlich und unermüdet zu bedienen. Die Zeit, die mir hiervon und von den Andachtsübungen übrig blieb, widmete ich der Malerei, schmückte verschiedene Kirchen meines Ordens mit Altarblättern, und mit Erlaubniß meiner geistlichen Obern verfertigte ich einige Gemälde, die einst jene Stelle bekommen sollten, an

welcher sich vormals die Gestalt jenes höllischen Wesens befand.

Allmählich fühlte ich die Abnahme meiner Gesundheit, und oft in Träumen erschien mir Huligu, versprach mir, wenn ich die Verbindung mit ihm erneuern wollte, langes Leben und jeden Genuß, spottete meines Glaubens, suchte Zweifel zu erregen; zuweilen verlachte er mich auch wohl wegen meiner Hoffnungen, jenseit des Grabes göttlicher Barmherzigkeit gewürdigt zu werden. Wenn ich dann erwachte, so fühlte ich, daß kalter Angstschweiß vor meiner Stirn stand. Meine Kräfte sanken täglich mehr; doch Gott und die Heiligen gaben mir Kräfte des Geistes. Ich konnte mich wieder der Schöpfung und über schöne und edle Handlungen des Nächsten freuen. Treulich erfüllte ich meine Berufsgeschäfte, bis ich endlich kraftlos niedersank; aber es mangelte mir auch da nicht an Trost. Mein Wohlthäter erschien mir jetzt in einem Traume, ich warf mich ihm zu Füßen; da überreichte er mir freundlich eine Lilie, die er in seiner Hand hielt, mit den Worten: Sei getrost, die Seligen zürnen nicht! lächelte voll himmlischer Güte und verschwand. Auf meine Bitte besuchte mich noch Hilarius,

der aufs Neue Oel und Balsam in meine Wunden goß. Ihm gab ich die Gemälde, und o Ihr guten edlen Seelen! von Eurer Verzeihung bin ich überzeugt; gönnet diesen Gemälden die von mir bestimmte Stätte. Wann Ihr sie erblickt und diese Zeilen leset, so bin ich nicht mehr; schenkt mir dann noch eine theilnehmende Thräne und betet, betet für mich!

Der Liebestrank.

Aus den Papieren des Kriegsraths R...

Geschäfte nöthigten mich, im Jahre 1802 einen Theil von dem damaligen Südpreußen und Gallizien zu durchreisen. Da ein guter Gasthof in diesen Gegenden eine Seltenheit ist, so war es mir höchst angenehm, als ich endlich auf einen solchen stieß. Wegen der höchst reizenden Aussicht auf die Ufer der Rudawa und die entfernten Gebirge, die ich in dem mir angewiesenen Zimmer nicht so vollkommen genoß, begab ich mich in das Zimmer des Wirths. Eine beträchtliche Ruine auf dem Gipfel eines dieser Berge erregte meine Neubegier, und ich fragte einen polnischen Edelmann, der gerade zugegen war, was dieses für ein Gebäude gewesen wäre. Es war, antwortete er, das Schloß eines reichen Grafen, welches aber um der Gespenster willen verlassen werden mußte. Ein unwillkürliches Lächeln verrieth ihm meinen Unglauben. Ich weiß, sagte er mit einigem Unwillen, daß jetzt

dergleichen Dinge als Mährchen verlacht werden; allein glaubwürdige Leute versichern, daß noch jetzt um Mitternacht zwei Jünglinge und eine Jungfrau zwischen den Ruinen umher wandeln, die Hände ringen und mit Seufzen und Wimmern gen Himmel blicken. Auch hat mir der Vater Fulgentius versichert, daß sich in der Bibliothek des benachbarten Klosters noch ein großes Buch befinde, worin die Geschichte dieser Unglücklichen auf das deutlichste beschrieben ist.

Dieses bestimmte mich, das Kloster zu besuchen; der Edelmann gab mir eine Empfehlung an den Vater Fulgentius. Ich wurde gastfrei aufgenommen, und das Buch, eine Chronik in lateinischer Sprache von einem Mönche dieses Klosters im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entworfen, wurde mir willig mitgetheilt. Sie enthielt auch eine Menge höchst ausführlich erzählter Geschichten von Begebenheiten, die sich in dieser Gegend nach der Meinung des Chronikenschreibers ereignet haben sollten. Weil ich dieses Werk nur so lange, als ich mich im Kloster aufhielt, benutzen konnte; so machte ich mir aus drei Geschichten, dem Liebestrank, den Zauberern

und dem Schutzengel, die einen vorzüglichen Reiz für mich hatten, einen Auszug, den ich nachher bei einiger Muße aus dem Gedächtniß ergänzte.

Zu Petrikau wohnte der Kaufmann Schneider, ein Deutscher, dessen Vater schon vor vielen Jahren dorthin gezogen war. Er setzte nach dessen Tode die väterliche Handlung fort und stand in dem Rufe eines sanften, guten und rechtschaffenen Mannes. Er war mit einer etwas kränklichen, aber vorzüglichen Frau verheirathet und auch ein glücklicher Vater; denn Marie, seine Tochter, schön an Leib und Seele und auch durch einen dreijährigen Aufenthalt bei einer Verwandten zu Breslau gebildet, gehörte zu den ersten Mädchen der Stadt, und besaß auch wegen ihrer Sanftmuth und Tugend die allgemeine Achtung. Ein junger unverheiratheter Kaufmann, der sich erst seit ein paar Monaten zu Petrikau niedergelassen hatte, bewarb sich um ihre Hand. Marie und ihre Eltern waren der Sache nicht ganz entgegen; doch wollten sie sich gleich nach der ersten, unsichern Bekanntschaft nicht be-

stimmt erklären, und daher versprach Schneider, gerade mit einer Reise zur Messe nach Leipzig beschäftigt, dieses erst nach seiner Rückkehr zu thun. In dem Zeitpunkte worin er die Reise antrat, hatte die strittige Königswahl zwischen Maximilian und Stephan Bathori Gährung und Parteien im Lande erzeugt, und als schon Marie und ihre Mutter die Rückkehr von der Messe erwarteten, da griffen die verschiedenen Parteien zu den Waffen, und fügten nicht bloß einander wechselseitig Schaden zu, sondern oft litt auch der Unschuldige durch die zügellosen Haufen Plünderung, Brand und Mord. Schneider hatte in dieser Zeit durch Briefe seine nahe Rückkehr angekündigt, und Kowal — so hieß der junge Kaufmann — erneuerte jetzt um so dringender seine Bewerbungen um Marien, die Alles dem Willen des Vaters überlassen zu wollen erklärte. Täglich betete sie mit ihrer Mutter, und Beide, auch Kowal, um dem Abwesenden seine Liebe und Achtung zu beweisen, ließen Messen lesen, um von Gott und den Heiligen seine Rückkehr zu erflehen, die sich gegen Aller Erwartung in die Länge zog.

Marie, die an einem Abende mit ihrer Mutter beisammen saß, verbarg ihre Angst und erinnerte die Mutter, um sie zu trösten, wie der Vater schon ein paar Mal später, als er geschrieben hätte, von der Messe zurück gekehrt wäre. Da wurde an die Thür geklopft. Gott, so pocht der Vater! rief Marie und stürzte aus dem Zimmer. Sie öffnete die Thür; es war Schneider, beinahe nackend, und ein blutiges Tuch war um seine Stirn geknüpft. Ein kleiner Haufe, vielleicht Konföderirte, vielleicht auch Räuber, hatte in einem Walde wenig Meilen von Petrikau sich seiner Wagen und der darauf geladenen Waaren bemächtigen wollen. Er und die Fuhrleute hatten sich widersetzt; ein Säbelhieb hatte ihn zu Boden gestreckt, und als er von der Betäubung erwachte, fand er sich an der Seite eines getödteten Fuhrmanns, seine Waaren hatte man geraubt; und nur nach mancher großen Beschwerde war er in dem angezeigten Zustande zu den Seinigen zurück gekehrt.

Das Schrecken und die Angst der Gattin und Tochter waren gränzenlos. Schneider wurde zu Bette gebracht, seine Wunde von einem herbei gerufenen Arzte, zwar nicht für

tödtlich, aber doch für bedenklich erklärt. Sie wurde es bald noch mehr durch Gram und Sorge; denn Schneider hatte nicht bloß, was er mit baarem Gelde gekauft, sondern auch eine Menge von Waaren verloren, die man ihm wegen seiner anerkannten Rechtschaffenheit geborgt hatte. Die Ueberzeugung, völlig zu Grunde gerichtet zu seyn, erzeugte ein heftiges Fieber, und nach wenig Tagen war er nicht mehr.

Die Wittwe trat den ganzen Nachlaß den Gläubigern ihres Mannes ab. Jetzt würde es für sie ein Trost gewesen seyn, ihre Tochter zu verheirathen; aber der eigennützige Kowal, für den Schönheit und Tugend keine hinreichende Aussteuer waren, zog sich zurück. Marie that für ihre Mutter, die auch bald auf das Krankenbett kam, was sie vermochte. Edle und gute Menschen äußerten ihre Theilnahme, und als sie nach einigen Monaten völlig verwaist auch am Grabe der Mutter weinte, da bot ihr ein Bekannter ihres Vaters sein Haus zum Anfenthalt an. Aber der Redliche besaß mehr Herzensgüte als Vermögen; es mag auch wohl seyn, daß Kowals Anblick in Mariens Seele eine widrige Empfindung er-

regte, sie wünschte wenigstens ihren Wohnort zu verändern, und da die Verwandte in Breslau, welche sie erzogen hatte, schon seit zwei Jahren todt war, so nahm sie den Antrag, als Kammerjungfer in die Dienste der Gräfin Rajewski zu treten, mit großer Bereitwilligkeit an.

Diese Gräfin, eine Frau bei Jahren, hatte die Schwäche, viel auf ihren Stand zu halten; es war übrigens eine fromme, sanfte und edle Frau. Mariens Demuth und Bescheidenheit machten daher gleich auf die Gräfin einen vortheilhaften Eindruck, und da sie manche Vorzüge und Fähigkeiten ihrer Kammerjungfer kennen lernte, so wurde sie ihr bald äußerst gewogen. Marie hatte eine schöne Stimme, welche sie mit der Harfe begleitete; der Gräfin, einer Freundin der Tonkunst, war dieses äußerst willkommen. Es wurde hierdurch manche leere Stunde gefüllt. Marie ward auch Vorleserin der Gräfin, führte ihren Briefwechsel, und erhielt um so häufiger Beweise des Wohlwollens, da sie bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge immer gegen die Gräfin, welche sie als ihre Wohlthäterin betrachtete, in den Gränzen ehrfurchtsvoller Entfernung blieb.

Der junge Graf, den die Mutter längst mit Sehnsucht erwartet hatte, kehrte jetzt von seinen Reisen zurück. Er, ein schöner und gebildeter junger Mann, frühstückte am folgenden Morgen mit seiner Mutter, als Marie in das Zimmer trat. Ihre Schönheit und ihr Anstand machten, daß der junge Graf schnell von seinem Sitze aufsprang. Ich bin das Kammermädchen, sagte sie, indem sie sich ehrfurchtsvoll verneigte und der Gräfin einige Briefe übergab, worin sie den Nachbaren die Ankunft des jungen Grafen gemeldet hatte. Die Gräfin unterschrieb die Briefe und befahl ihre Absendung. Als Marie das Zimmer verlassen hatte, brach der Graf in ein Lob ihrer Schönheit aus. O, sagte die Mutter, die Frömmigkeit, Tugend und Bescheidenheit dieses Mädchens sind ihre größten Vorzüge. Es thut mir recht leid, daß sie nur von niederer Geburt ist; ich würde sie sonst mit dem Sohne unseres Pott-Starosten*), Deinem Spielgefährten Franz, vermählen; aber da dieser doch immer von einer sehr guten adeligen Familie

*) in Polen so viel als Oekonomieinspektor in Deutschland.

ist, so läßt sich an die Sache nicht füglich denken. Der Graf, auf den Mariens Anblick einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, war, wie dieses bei den mehresten Glücklichen und Reichen der Fall ist, nicht an Bekämpfung seiner Leidenschaften gewöhnt. Doch hatte er schon durch seine frühere Erziehung Achtung für Tugend und Unschuld, war auch ein guter Sohn, und suchte daher seine Gefühle zu unterdrücken. Aber da Marie seiner Mutter beinahe überall unentbehrlich und ihm daher oft vor Augen war, die Gräfin selbst die Vorzüge des guten Mädchens bei jeder Gelegenheit rühmte; Marie selbst in seiner Gegenwart ihre Talente für die Tonkunst zeigen mußte; so konnte der lebhafte junge Mann auch bei dem besten Willen nicht Meister seiner Gefühle werden, die er durch seine Blicke, Seufzer, höchstens durch einen leisen Händedruck dem feinfühlenden Mädchen, das ihm wo es konnte ausbog, zu erkennen gab.

Aber auch Marie hatte ein Herz. Der schöne junge Mann, der sie mit der höchsten Achtung behandelte, der mit so vielem Frohsinn auftrat und mit jedem Tage trübsinniger wurde, war auch ihr nicht gleichgültig; aber

wer weiß, dachte das bescheidene Mädchen, was ihm am Herzen liegt, und bei den Begriffen, die sie von ihrer eigenen Unbedeutenheit hatte, erröthete sie, daß der Gedanke: sie wäre die Ursache vom Trübsinne des Grafen, in ihrer Seele aufsteigen konnte. Da sie überdem selbst aus den Briefen, welche sie auf Befehl der Gräfin schreiben mußte, die Ueberzeugung erhielt, daß es die Absicht derselben wäre, ihn mit der jungen und reichen Gräfin Veronika zu vermählen, so glaubte sie, daß vielleicht einige Abneigung gegen diese Heirath die Stimmung des Grafen erzeugte.

Dieser ging jetzt häufiger als sonst auf die Jagd, und Franz, ein roher junger Mann, den aber der Graf als einen Bekannten aus den frühesten Kinderjahren liebte, war gewöhnlich sein Begleiter. Die Rückkunft des Grafen hatte manche Festlichkeit veranlaßt, diese wurde in der benachbarten Gegend erwiedert; es kamen Besuche, es wurden Gegenbesuche gegeben: Marie war daher wenig um ihre Gräfin, und sich größtentheils allein überlassen. Allein die Einsamkeit ist eine Kupplerin der Leidenschaften; dieses fühlte Marie. Der Graf hatte bei mancherlei Geräusch und

Zerstreuungen sich ihr nicht selten unbemerkt genähert; seine Blicke sprachen alsdann deutlicher, und so sehr auch Marie jeder Erklärung aus dem Wege ging, so hatten doch einzelne Worte ihr seine Stimmung hinreichend verrathen. Sie aber hoffte, seine Vermählung mit Veronika würde Alles beenden, und glaubte daher aus Achtung für die Mutter und Schonung gegen den Grafen kein Aufsehen machen zu müssen. Wenn aber zuweilen ihr selbst das Herz im Busen lebhafter klopfte, so flehte sie zu Gott und den Heiligen, sie fühlte sich alsdann gestärkt und beruhigt. Aber oft überfiel sie auch unerwartet eine drückende Schwermuth; sie suchte die Einsamkeit, und wenn, ohne daß sie den Grund bestimmt anzugeben wußte, dort von Niemanden beobachtet, ihre Thränen häufiger flossen, dann täuschte sie sich, wenn sie wieder zur Besinnung kam, mit dem Gedanken: daß Erinnerung an die theuern Verstorbenen, Vater und Mutter, und ihre höchst ungewisse Zukunft diese Thränen erzeugt hätte.

In dieser Gemüthsstimmung saß sie eines Abends, als die Gräfin einen Besuch abgestattet hatte, in einer Gartenlaube, hörte auf

das Rauschen eines Baches und den Gesang einer entfernten Nachtigall. Sie hatte ihre Harfe mitgenommen, wehmüthig durchlief sie die halben Töne. Sie wollte singen, die Stimme versagte ihr den Dienst. So in tiefe Schwermuth versunken und auf die Harfe gestützt, griff sie noch zuweilen einen Akkord. Allmählich fand das Auge Thränen bei dem Gedanken an Tod und Grab, dem Ziele aller Leiden. Sie fühlte ihr Herz in etwas erleichtert, und konnte beten. Der Gedanke an den heiligen und ewigen Beschützer der Tugend und Unschuld gab ihr eine gewisse hohe, feierliche Stimmung, allem Ungemach, jedem Drucke der Erde beschloß sie im Vertrauen auf Gott und den Schutz der Heiligen muthig entgegen zu wirken, und die wehmüthigen Akkorde der Harfe schwollen jetzt zu einem feierlichen Choral. Da trat der Graf, der von der Jagd zurück gekehrt war und unerwartet diese Töne gehört hatte, in die Laube. Marie wollte sich entfernen, er hielt sie zurück, ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz und an seine Lippen. Marie ermannte sich, sie zog die Hand zurück. Herr Graf! sagte sie, ich bin das Kammermädchen ihrer Mutter. Aber,

rief er, durch Schönheit und Tugend eine Königin. Dann, Herr Graf, antwortete Marie, ehren sie diese Tugend und stören sie die Ruhe einer Unglücklichen nicht. Sie wollte sich aufs Neue entfernen.

Marie! rief der Graf, solltest Du mich nicht verstehen, Dein Herz gegen alle meine Leiden unempfindlich seyn? Ohne Dich ist für mich auf Erden kein Glück, ich will mich über Alles hinweg setzen, wenn Du mir folgst, in ein entferntes Land ziehen und dort an Deiner Seite ein Glück finden, das mir kein Stand und Reichthum geben kann.

Marie dachte jetzt an die Gräfin, da erwachte auch das Bild ihrer Mutter, und dieses gab ihr Kraft und Muth. Wäre ich, sagte sie, schwach genug, diesen Antrag anzunehmen, so — ich traue dieses edle Gefühl Ihrem Herzen zu — würden Sie gewiß bald eine Elende verachten, die, indem sie einer edeln Mutter ihren einzigen Sohn stahl, sich über den Fluch derselben hinweg setzen konnte.

Sie schien äußerst bewegt, der Graf schlang seinen Arm um ihren Rücken. Marie zitterte. Er wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken; Marie ermannte sich und wand sich

aus seinen Armen. Der Gegenstand Ihrer Leidenschaften, Herr Graf, sagte sie mit Würde, kann ich niemals seyn, Ihre Achtung aber will ich nie verscherzen. Ungern verlasse ich diese Welt, aber ohne den Schutz Ihrer edeln Mutter bin ich dazu gezwungen, und werde diese, sobald Sie sich noch eine leidenschaftliche Aeußerung gegen mich erlauben, meine Einkleidung in ein Nonnenkloster bald möglichst zu bewirken anflehen.

Marie! rief der Graf, das wäre Ihre letzte Erklärung?

Meine letzte unerschütterliche Erklärung, antwortete Marie.

Ein Wagen rollte vor. Es war die Gräfin, welche von dem Besuche zurückkehrte. Marie verließ eiligst den Garten.

Der Graf fühlte sich erschüttert. Seine Achtung für Marien erhöhte seine Liebe, und Gräfin Veronika, bei ihrem Stande, ihrer Jugend, ihrem Reichthum, verlor unendlich, wenn er sie mit Marien in Betreff der Schönheit, Geistesbildung, überhaupt des Verstandes und der Talente verglich. Er war den ganzen Abend hindurch zerstreut und einsilbig. Die Mutter schob dieses auf Rechnung seiner

Abneigung gegen die vorgeschlagene Heirath, und suchte um so vielmehr die Vortheile derselben auseinander zu setzen. Er aber eilte nach einer schlaflosen Nacht sich am folgenden Morgen mit Franz durch die Jagd zu zerstreuen. Auch hier folgte ihm sein Kummer nach, und als er einen aufgejagten Rehbock, ohne einen Schuß darauf zu thun, in geringer Entfernung vorbeilaufen ließ, so konnte sich Franz des lauten Lachens nicht enthalten. Glücklicher, gefühlloser Mensch! rief der Graf, Du hast von meinen Leiden keinen Begriff.

Als ob ich nicht gemerkt hätte — antwortete Franz, die schöne Kammerjungfer gefällt Euch.

So war das Gespräch angeknüpft. Der Graf freute sich nun, daß es doch einen Menschen gebe, mit dem er über Marien und seine hoffnungslose Liebe sprechen konnte. Beide wurden hierdurch unzertrennlich; aber die Gesundheit des Grafen litt, seine Wangen wurden täglich blässer, sein ganzer Frohsinn war dahin, und Franz äußerte darüber oft seine herzliche Theilnahme. O! sagte er einst, als ihm der Graf die ganze Größe seiner Leiden schilderte,

wäre ich an Eurer Stelle, so wagte ich eine Hand voll Gold.

Erniedrige den Engel nicht durch diesen verächtlichen Gedanken, antwortete der Graf.

Ihr versteht mich nicht, erwiederte Franz. Eine Hand voll Gold gäbe ich der Hexe, die zwei Meilen von hier jenseit des Waldes wohnt, und kaufte mir von dieser, um die kalte Marie zu kirren, einen Liebestrank.

Der Graf antwortete mit Achselzucken; aber da seine Heirath mit Veronika von allen Verwandten eifrig betrieben wurde, und er alsdann die Güter seiner Gemahlin beziehen sollte, Marie ihm bei jeder Gelegenheit auswich, Franz immer wieder auf den Liebestrank kam, und viel von den außerordentlichen Wirkungen desselben erzählte: so verlor der Gedanke daran zuerst das Lächerliche, nachher auch so gar das Abscheuliche.

Allein speiste er einst mit seiner Mutter. Ich bin, sagte diese nach einigem Schweigen, sehr betrübt; Marie ist mir beinahe unentbehrlich geworden, und doch, da mir heute das gute Mädchen ihren Entschluß, in ein Kloster zu gehen, entdeckt hat, möchte ich dem Himmel nicht gerne eine Braut entziehen. Der Graf

vermochte kaum sein Schrecken zu verbergen. Er hatte Marien keine Veranlassung gegeben, die ihm gemachte Drohung zu erfüllen; allein er wußte es nicht, daß auch Marie gegen seine Leiden nicht unempfindlich war. Beständig hierüber mit ihrem Herzen im Kampfe wurde sie zuerst mit sich selbst, dann mit der ganzen Welt unzufrieden. Religion gab ihr Trost; sie glaubte ihn in beständiger Ausübung derselben noch in einem höhern Grade zu finden, und dieses hatte sie endlich auf den Gedanken gebracht, in ein Kloster zu gehen. Der Graf, den jetzt die Größe seines Schmerzes und seiner Leidenschaft völlig hinriß, wollte nun auch den letzten Schein von Möglichkeit nicht unversucht lassen, und hatte durch die Gefälligkeit seines Franz schon am folgenden Tage ein kleines Fläschchen in Händen, welches einige feuerfarbene Tropfen enthielt, die, von Marien genossen, diese, nach Versicherung der Zauberin, mit der glühendsten Leidenschaft gegen den Grafen erfüllen sollten.

Er trug das Fläschchen einige Tage lang mit sich umher, ohne sich zur Anwendung entschließen zu können. Da erhielt die Gräfin einen Besuch von ihrer künftigen Schwieger-

tochter. Auch Veronika beschäftigte sich zuweilen mit der Tonkunst, und fiel jetzt auf ein Lied, welches sie von Marien gehört hatte und gerne besitzen wollte. Das gute Mädchen, sagte die Gräfin, verläßt mich schon in künftiger Woche, doch werde ich das Lied von ihr gewiß noch vorher besorgen. Ich will es gleich holen, sagte der Graf, stürzte aus dem Zimmer, und Mutter und Braut schienen mit dieser hohen Bereitwilligkeit nicht unzufrieden zu seyn. Er eilte nach Mariens Zimmer. Ob er von dem Trank, den er in der Hand hielt, Gebrauch machen, ob er noch einen Versuch wagen und ihr seine Liebe noch ein Mal erklären wollte, darüber hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. Er trat in das Zimmer, stammelte seinen Antrag wegen des Liedes. Marie war äußerst verlegen; um sich nicht zu verrathen, hielt sie ihre Augen fest auf die Musikalien geheftet. Ihre Hand zitterte, sie suchte lange und konnte das Blatt nicht finden. Auf dem Tische, neben welchem der Graf stand, war ein Töpfchen mit Milch: er wußte, daß Marie diese jederzeit zum Frühstück genoß, und ehe noch sein Wille hierzu, fester Entschluß geworden war, hatte er schon den Zaubertrank

in die Milch gegossen. Hier ist das Lied, sagte Marie, sie reichte es dem Grafen, der in der Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen, stehen blieb. Marie hingegen wünschte dieß zu vermeiden; ihr kleiner Schooßhund sprang um sie, und sie ergriff die Gelegenheit, sich, vom Grafen entfernt, mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen. Armer Minon, sagte sie, ich hatte Dich heute ganz vergessen. Sie nahm die Milch, goß sie in ein Schälchen, setzte sie ihm vor, und das Hündchen verschlang sie begierig.

Der Graf stand erschrocken da, er wußte nicht, ob er sich über die Fehlschlagung seines Planes betrüben oder dem Himmel dafür danken sollte. Doch, um seinem Wunsche gemäß ein Gespräch einzuleiten, rühmte er das Hündchen und näherte sich, um es zu streicheln. Minon fuhr auf und biß ihm in die Hand, daß sie blutig ward. Marie erschrak, wollte den Hund durch einen Schlag züchtigen und schrie laut auf, als sie auf die nämliche Weise gebissen wurde. Schäumend, mit niederhängendem Kopfe lief der Hund aus dem Zimmer. Barmherziger Gott! schrie der Graf, der Hund ist wütend. Er stürzte aus dem Zimmer.

Franz und der Jäger, die er herbei rief, bestätigten leider, was er gemuthmaßt hatte. Es wurde nach Aerzten gesandt. Sie boten jedes Hülfsmittel auf, aber vergeblich, bald zeigte sich an Beiden der Anfang der scheuslichen Krankheit. Der Graf litt am gräßlichen Durste und doch veranlaßte schon der Anblick einer jeden Flüssigkeit nicht bloß Abscheu, sondern selbst die schrecklichsten Krämpfe.

Die Aerzte hielten Beide für verloren, denn Marie litt beinahe noch in einem höhern Grade. Franz und ein Bedienter hatten bei dem Bette des Grafen gewacht; der sie auf das dringendste bat, mit ihm in den Garten in die freie Luft zu kommen, jeder faßte ihn untern Arm; aber als nun der Weg bei Mariens Zimmer vorbei ging, da bat er: o laßt mich doch einen Augenblick verweilen, ich höre ja die Stimme des unglücklichen Mädchens, vielleicht gibt sie mir Trost. Sie horchten. Gott! rief Marie, du sahst ja, daß ich meine Leidenschaft bekämpfte; daß ich ein Herz hatte, war ja nicht meine Schuld. Barmherziger, warum diese schreckliche Strafe? und kann es nicht anders seyn, o so laß mich allein leiden und rette, rette nur ihn. Der Graf riß sich

los, mit Riesenkraft stieß er seine Begleiter zurück und drang in Mariens Zimmer. Marie! rief er, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, indem er sich vor ihr niederwarf, ich Frevler bin der Urheber unserer Qualen, und Du Engel betest noch für mich? Er gestand ihr sein Vergehen. O, rief er, Deine Verzeihung — laß sie mir hier noch auf Erden erhalten, damit ich nicht vor dem Richterstuhle des Ewigen verstoßen werde. Dieses Geständniß, dieser Auftritt zerrüttete Mariens Seele völlig. Unter den schrecklichsten Krämpfen endete sie nach wenig Stunden. Der stärkere Körper des Grafen unterlag ein paar Tage später.

Der unglücklichen Mutter suchte man die Begebenheit und das Geständniß des Sohnes zu verheimlichen. Aber drei Tage nach der Beerdigung hörte man im Schlosse um Mitternacht ein schreckliches Winseln und Geächz, und viele betheuerten, den Grafen, andere, auch Marien gesehn zu haben. Die Gräfin ließ Seelenmessen lesen und theilte Almosen aus, aber umsonst, in jeder Mitternachtsstunde ließ sich das Gewinsel und Geächz von neuem hören. Besonders betheuerte Franz, daß er davon beinahe unaufhörlich verfolgt

werde und selbst bei Tage keine Ruhe habe. Getrieben von seiner Seelenangst gestand er der Gräfin sein ganzes Vergehen. Die unglückliche Frau, die schon so viel durch den Tod des einzigen, geliebten Sohnes gelitten hatte und selbst an Marien nie ohne Rührung und Theilnahme dachte, sank in Ohnmacht. Sie erwachte nur zu neuem Schmerz; denn Franz war als ein Verzweifelter davon gerannt und hatte durch einen Flintenschuß sein Leben geendet. Die bedauernswürdige Gräfin aber verließ das Schloß, um der schrecklichen Erinnerung zu entgehen, und ein schleichendes Fieber erlöste sie bald von einem Leben, welches für sie keine Freude mehr hatte. Verschiedentliche Versuche, das Schloß wieder zu bewohnen, bewiesen die Unmöglichkeit; denn hier wurde nicht mehr bloß das vorige Gewimmer, sondern, seitdem Franz so schrecklich geendet hatte, um Mitternacht ein entsetzliches Wüten und Toben gehört. Daher verfiel zuletzt das ganze Gebäude. Doch sahen viele die Gestalten der Unglücklichen noch oft unter den Trümmern umher gehen, und selbst der ehrwürdige Vater Blasius, der aus seinem Kloster, um einen Kranken mit den heiligen Sakramenten zu

versorgen, um Mitternacht bei dieser Ruine vorüber zog, hat bei seinem priesterlichen Amte betheuert, die drei Gespenster gesehen und ihr Wimmern und Aechzen gehört zu haben. Gott wolle — so endigte der Chronikenschreiber — den armen Seelen gnädig seyn und sie aus den Flammen des Fegefeuers erlösen.

Die Zauberer.

Da, wo, wenn der Schnee auf den Karpathen schmilzt, oder bei heftigen Regengüssen Bergströme von dort herabstürzen, dann die schnell angeschwollene Weichsel plötzlich aus den Ufern tritt, lag auf einer Anhöhe, von welcher man die ganze Gegend überschaute, eine hohe stattliche Ritterburg, zur Zeit der Jagellonen erbaut, die nebst allen umliegenden Ländern dem Woiwoden Z o c h a n o w s k i gehörte. Verschiedentlich hatte dieser seinem Vaterlande auf Reichstagen, mehr noch mit seinem tapfern Arm gegen Türken und Tartarn gedient, und sich nun an der Hand einer schönen und frommen Gemahlin auf den von den Vorfahren ererbten Landsitz begeben. Aber Ruhe und Zufriedenheit, die er mit Recht hier zu finden hoffte, wurden durch den Tod seiner Kinder getrübt, und Antonia, die einzige Tochter, die ihm von neun Kindern übrig blieb, und durch Schönheit der Gesichtszüge, Lebhaftigkeit des

Geistes und körperliche Gewandtheit die Liebe der Eltern in desto höherm Grade besaß, erfüllte beide oft mit Wehmuth, wenn sie bei ihrem schwächlichen Körper und ihrer schwankenden Gesundheit die lebhafte Sorge erzeugte, vielleicht auch bald das Schicksal ihrer entschlafenen Geschwister zu theilen. Verzärtelung durch Nachsicht und Erfüllung jeder kindischen Laune war daher den liebevollen Eltern um so mehr zu verzeihen. Antonia wußte nicht, was Widerspruch war, erlernte daher diesen um so weniger zu ertragen; jedes jugendliche Versehen wurde ihrer Lebhaftigkeit zugeschrieben und um so leichter entschuldigt, ja selbst Antoniens Herzensgüte gepriesen, wenn sie, sobald die Aufwallungen des Zorns vorüber waren, Härte, selbst Mißhandlung ihrer Spielgefährten zurücknahm und zu vergüten suchte.

Der fromme Vater Damasus sah allein die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an, und wagte, besonders im Beichtstuhl, seine Ansichten auseinander zu setzen. Allein wenn Vater und Mutter, die Gott fürchteten und ihr Kind für den Himmel zu bilden wünschten, durch die Ermahnungen ihres Beichtvaters bedenklich wurden; so wurde dieses Alles durch Schmei-

chelei ihres Hofgesindes, das selbst in Antoniens Gegenwart die Vorzüge derselben pries, so bemäntelt, daß die schwachen Aeltern, Statt einen bestimmten Entschluß zu fassen und den Uebeln der Erziehung entgegen zu wirken, nur die peinliche Gewissenhaftigkeit des alten Mönchs belächelten. Ja, als dieser einst ernstlich darüber sprach, sagte muthwillig die Schwester der Woiwodin, die als Hofdame zu Warschau lebte und jetzt zum Besuch gekommen war: Seyn sie ruhig, ehrwürdiger Vater! Antonia mag schon immer dort ein wenig das Fegfeuer durchwandern, wenn sie nur hier froh und glücklich durch die Welt geht. Der traurige Blick aber, womit Damasus nun gen Himmel sah, wurde bei dem allgemeinen Lächeln nicht bemerkt. Zufolge dem Rath Mariens (so hieß die Schwester der Woiwodin) wurde durch ein Handelshaus zu Warschau eine Pariserin verschrieben, die Antoniens Erziehung übernahm; und die Haltung des Körpers, die Anmuth in jeder Bewegung, die Fertigkeit in der französischen Sprache, die sich Antonia nun bald zu eigen machte, erhöhten bei den allgemeinen Lobsprüchen die Eitelkeit des jungen Mädchens. . . . .

Vater und Mutter, die bei dem ersten Anblick der Demoiselle Meri gerade nicht für sie eingenommen wurden, vergaßen jetzt das spitze Kinn, bis in dessen Nähe die gekrümmte Nase über den zahnlosen Mund hinabreichte, das katzenartige Auge, das schwarze, buschige Haar und die gelbbraune Farbe der alten Französin, deren Einfluß, weil sie in ihr nur die Wohlthäterin ihres Kindes und daher ihre erste Freundin erblickten, mit jedem Tage stieg. Jene Gleichgültigkeit gegen jede religiöse Handlung, die ihnen anfänglich bei der Meri so sehr aufgefallen war, wurde nun übersehen; und Spöttereien, zuerst über den alten zitternden Damasus, dann über alle Priester, zuletzt über die Religion selbst, wurden anfänglich ohne Tadel, zuletzt selbst mit Lächeln angehört. Auf Verwendung der Meri wurde auch Ezechiel, der Hofjude, den man überwiesener Betrügereien und anderer schändlichen Streiche wegen fortgejagt hatte, wieder zu Gnaden aufgenommen. Täglich erschien er nun mit neuen Waaren; diese mußten für Antonia gekauft, das eitle Mädchen mit jedem Tage köstlicher geschmückt und keinem ihrer Wünsche die Erfüllung verweigert werden. Sie zog sich jetzt

mit Stolz von jeder ihrer vorigen Freundinnen zurück, oder diese entfernten sich vielmehr von ihr, um nicht ihren Launen ausgesetzt zu seyn.

Einzig Agnes, deren Vater, ein armer Edelmann, einen Theil von den Gütern des Woiwoden gepachtet hatte, blieb ihrer Jugendfreundin getreu. Nur um zwei Jahre älter als Antonia unterstützte sie dennoch schon ihre Mutter bei Führung des Hauswesens, die aus diesem Grunde das Anerbieten des Woiwoden, Agnes zugleich mit Antonien erziehen zu lassen, mit der Erklärung abgelehnt hatte: was soll einem armen Mädchen, deren Aussteuer nur Fleiß und Frömmigkeit ist, eine Erziehung, die nur reichen Standespersonen geziemt und daher bei meiner Tochter stolze Wünsche und Hoffnungen erzeugen kann, die ich von ihr zu entfernen wünsche! Sie blieb bei diesem Entschlusse, obgleich dieses Anerbieten noch oft auf Meri's Antrieb wiederholt wurde, die daher auf Agnes nur mit Unwillen blickte und mit der Versicherung, daß ihre bäurischen, einfältigen Manieren der Bildung Antoniens nachtheilig wären, den Umgang der beiden Mädchen zu trennen suchte. Der Spott über Agnes, die, so oft sie bei einem Crucifix oder ei-

nem Marienbilde vorbeiging, das Knie beugte, über ihren einfachen, größtentheils selbst verfertigten Anzug, ihre Blödigkeit und häufiges Erröthen, machte, daß Antonia bald nicht mehr mit der ehemahligen Wärme an ihrer Jugendfreundin hing. Diese und ihre Aeltern zogen sich selbst nun bescheiden zurück, und nur an Geburts- und Namenstagen stellte sich noch Agnes mit demüthigem Glückwunsche oder einem kleinen Geschenke auf dem Schlosse ein.

So kam sie auch einen Morgen und fand Antonien noch bei ihrem Putztische, wo eben zwei Kammermädchen unter Meri's Aufsicht um sie beschäftigt waren. Sie wechselte einige freundliche Worte mit Agnes, in der Zeit wurden ihre Locken geordnet, echte Perlen und Geschmeide darin befestigt. Ei! rief sie, da sie während des Gesprächs nicht darauf geachtet hatte, und nahm den Spiegel zur Hand. Sie blickte hinein, ihre Wange fing an zu glühen. Welche Einfalt! schrie sie; wie abscheulich sehe ich aus! Ihr dummen Geschöpfe! Das eine Mädchen wollte sich entschuldigen, wütend warf ihr Antonia den Spiegel an den Kopf; das Glas verwundete

das arme Mädchen, einige Blutstropfen liefen die Wangen hinab. Agnes bebte zurück. Auch Antonia schien ihre That zu bereuen, aber als ihr Meri in französischer Sprache zurief: der größte Fehler bei Standespersonen ist dieser: einen Fehler einzugestehen; so rief sie auch mit erzürnter Stimme dem Mädchen zu, daß sie mit dem Ankleiden fortfahren und bei neuen Vergehen härter bestraft werden sollte. — Schweigend sah Agnes durch das Fenster, und als sich nach vollendetem Putze die Mädchen, zufällig auch Meri entfernt hatten, trat Antonia zu ihr, bemerkte eine Thräne in ihrem Auge, und fragte: Agnes, was ist Dir? O Fräulein, sagte diese, ich bete für Sie. Antonia fühlte sich bewegt, aber Meri's Rückkehr hinderte den günstigen Eindruck, und diese suchte von nun an Agnes noch mehr zu entfernen.

Antonia hatte jetzt das dreizehnte Jahr zurückgelegt; schon zog ihre Schönheit und auch die Hoffnung, durch sie Besitzer der herrlichen Güter zu werden, die ersten Jünglinge des Landes auf die Burg des Woiwoden, wo ein Fest das andere verdrängte. Antonia, die Göttin dieser Feste, dachte an weiter nichts als

an Vergnügungen und an sich. Da erkrankte sie, und bei den Schmerzen der Krankheit, in den schlaflosen Nächten erwachte die Erinnerung, wie in ihren Kinderjahren bei ähnlichem Anlasse Agnes an ihrem Krankenlager gesessen, und mit zärtlicher Sorgfalt ihr jede Erleichterung verschafft hatte; kaum aber war dieses von Antonia gegen ihre Mutter geäußert worden, so wurde auch Agnes zur Pflege der Kranken auf das Schloß entboten. Gern und willig übernahm sie dieses Geschäft; nicht aber bloß für die Genesung, auch für die Seele ihrer Freundin zu sorgen, das war ihr Entschluß; allein als sie zum ersten Mal den Gedanken an den Tod nur von ferne berührte, bebte Antonia zurück. Agnes aber warf sich vor dem Bette nieder, benetzte ihre Hände mit Thränen und beschwor sie für ihre Seele zu sorgen. Sie hob an zu beten; Antonia versicherte, sie könne nicht mit beten, Angst vor dem Tode raube ihr die Besinnung.

Da begab sich Agnes, die es wußte, daß Damasus mit Sonnenaufgang sein Lager zu verlassen und in der Schloßkapelle zu beten gewohnt war, auch dorthin. Schon kniete er vor dem Altar, auch Agnes fiel auf die Knie

und betete für Antonia. Damasus erblickte sie, als er aufstand, und sie trug ihm nun ihr Anliegen vor. Der Greis lobte sie höchlich, versprach sogleich für Antonien eine Messe zu lesen, die heiligen Engel zu ihrem Schutze anzurufen, und Antonien selbst zu besuchen. Sie bat ihn dieses früh zu thun, ehe Meri solches verhindern könnte, die durchaus nicht haben wollte, daß Antonia an ihren Tod erinnert würde. Agnes aber kehrte zu der Kranken zurück; machte sie auf den Besuch des ehrwürdigen Damasus gefaßt, der auch bald, auf seinen Stab gestützt, herbei schwankte. Der Greis, der sie von der ersten Kindheit an, so theilnehmend behandelt, ihr Herz für das Gute zu erwärmen, sie mit Gott und ihren Pflichten bekannt zu machen gesucht hatte, verfehlte jetzt seinen Eindruck nicht; und als er sich an ihr Krankenlager setzte, wie ein Begeisterter von seiner wahrscheinlich nahen Todesstunde, von der Güte des Allbarmherzigen, den großen Hoffnungen jenseit des Grabes und den Freuden der Ewigkeit sprach; seine Züge gleich den eines Verklärten, sein Auge immer lebhafter wurde: da entquollen auch Thränen dem Auge Antoniens. Sie bereute die Fehltritte ihrer

Jugend, und vermochte zu beten; sie bat den ehrwürdigen Greis ferner um seinen Zuspruch, und alle Gefühle der Jugendfreundschaft, wahre Schwesterliebe für Agnes, erwachten wieder im Herzen der Kranken. Sie ließ ein Gemälde des Herrn am Kreuz aus einem benachbarten Zimmer holen, neben ihrem Bette aufstellen, und hinderte die darüber erstaunte Meri, solches fortzuschaffen. Diese überhäufte die arme Agnes mit den bittersten Vorwürfen, daß sie durch Todesfurcht noch die Krankheit der armen Antonia vermehren wolle. Aber als der Arzt versicherte, Antoniens Puls gehe ruhiger als des Tages vorher, und Antonia selbst sich nicht glücklicher fühlte, als wenn Damasus und Agnes um sie waren; so wurde Meri, ob man ihr gleich in jedem Zuge die verbissene Wut ansah, dennoch nachzugeben gezwungen.

Als aber Antonia sich nun allmählich erholte, Freudenfeste durch die Genesung veranlaßt wurden, Ezechiel mit neuem Putze und Geschmeide erschien, der benachbarte Adel die ihm gegebenen Feste erwiederte, Musik, Tanz Vergnügen die Zeit füllten; da wurde auch die Gott und den Heiligen geleistete Zusage ver-

gessen. Da man noch überdieß an einem Morgen den frommen Damasus, der schon lange gekränkelt hatte, auf den Knien vor dem Kreuze in seinem Gemache liegend todt fand; ein junger Geistlicher, den Meri vorschlug und der sich ganz in den Ton des Hauses fügte, dessen Stelle erhielt, und Agnes nach Möglichkeit entfernt wurde: so erlosch auch jener gute Eindruck in Antoniens Seele. Schmerzlich fühlte dieses die fromme Agnes. Der Gedanke, einst mit Antonien bei Gott und den Heiligen zu seyn, war ihrem Herzen so theuer und werth geworden, daß sie jede Gelegenheit ergriff, Antonien auf den Pfad des Guten zu führen. Zuweilen schien diese hierüber empfindlich; aber die Herzlichkeit, das Liebevolle in Wort und Ton ihrer Freundin zog sie doch auch immer wieder zu dieser zurück. Mit Unwillen bemerkte dieses Meri. Fräulein, sagte sie einst zu Antonien, seitdem Sie erwachsen sind, erlaube ich mir auf Sie keinen weitern Einfluß, als den Sie mir gestatten; woher will denn diese armselige Agnes Ihre Hofmeisterin seyn, die an Talent, Verstand und Geistesbildung so tief unter Ihnen steht, und die auch fühlen sollte, daß die Tochter eines kleinen Pächters

sich doch wohl nicht zur Freundin für die Tochter eines Woiwoden schickt. So vergiftete sie die Jugendfreundschaft; allein je frostiger Antonia, durch Meri aufgereizt, sich benahm, um so herzlicher wurde Agnes, die gerade durch ihren Eifer und die Beweise ihrer Liebe Antoniens Herz wieder zu gewinnen suchte. Dieses aber erklärte Meri für lästige Zudringlichkeit und reizte Antonien hierdurch zur Bitterkeit und endlich dazu auf, durch die höchste Kälte die lästige Agnes in die gebührenden Grenzen zurückzuweisen.

Diese hatte indeß zwei schneeweiße Täubchen erzogen, die das Futter aus ihrer Hand nahmen, und schon seit einigen Monaten einen Rosenstock und andere Blumen in ihrem Zimmer gepflegt, um zu dem Geburtstage Antoniens dieser ein recht schönes Geschenk bringen zu können. Mit einem herrlichen Blumenstrauße und ihren beiden Täubchen machte sie sich früh auf den Weg und traf Antonien noch an ihrem Putztische. Sie überreichte ihr den Blumenstrauß und die Täubchen. Möchte doch, sagte sie, jeden Tag Ihres Lebens eine schöne Blüte für die Ewigkeit bezeichnen, und Ihr Geist sanft, unschuldig und rein sich einst

zu den Wohnungen des ewigen Friedens emporschwingen. Indeß sie nun den Blumenstrauß auf Antoniens Putztisch legte, die beiden Täubchen daneben stellte, warf Meri einen bedeutenden Blick auf Antonia, die, indem sie nach einer Zitternadel griff, den Blumenstrauß von dem Tische warf, dessen sich nun gleich der Schooßhund bemächtigte. O laß doch, sagte Antonia, als Agnes ihm denselben wegnehmen wollte, laß doch dem närrischen Thiere den Strauß, Du siehst ja, wie es sich damit befreut und ihn zerzaust. Agnes blieb wie versteinert stehen.

Gertrud, sagte Meri zu einer der Zofen mit boshaftem Lächeln, bringe doch die Tauben dem Koch, damit er sie schlachte.

Wie? sagte Agnes, streichelte die Täubchen und warf einen bittenden Blick auf Antonia.

Nun, wozu, antwortete diese, wären sie denn sonst nütze?

Zum Schlachten, rief Agnes, brachte ich meine Täubchen nicht her!

So nimm sie wieder zurück, erwiederte Antonia, denn ich kann sie zu nichts Anderm brauchen.

Agnes nahm die Täubchen, verließ tiefgebeugt das Zimmer, hörte noch auf der Treppe der Meri schallendes Hohngelächter und kam seitdem nicht wieder auf das Schloß.

Von Antonien schien jetzt ihr heiliger Schutzengel völlig gewichen, sie liebte und achtete nichts als sich selbst. Jedem Ausbruch ihrer Leidenschaften überließ sie sich ohne Rückhalt, und nur das hohe Gehalt und die vielen Geschenke, welche sie ihren Kammermädchen zuwarf, gewährten diesen einigen Ersatz für die weitgehenden Mißhandlungen, welche sie beinahe täglich erdulden mußten. Und als bei ihren Thränen und Jammern ein paar Mal in Antoniens Seele ein gutes Gefühl erwachen wollte, sagte Meri auf Französisch: O, diese Geschöpfe fühlen und verstehen es ja nicht! geben Sie ihnen doch keine Blöße, werfen Sie ihnen lieber bei Gelegenheit ein Stück Geld zu, und so ist ihr Schmerz bezahlt. Aber auf diese und ähnliche Weise entstand auch bei Antonien der Glaube: Geld mache Alles. Sie sah in dem Hause ihres Vaters häufige Glückspiele, sah, wie vor Manchem sich oft das Gold häufte. Auch sie machte einen Versuch, das Glück war ihr günstig; dieses reizte, den

Versuch zu erneuern; so erzeugte sich die Leidenschaft zum Spiel, und dieses wurde ihr nun täglich zu einem Bedürfniß. Anfänglich verrieth sie ihre Gefühle bei Gewinn und Verlust; aber Meri's Ermahnung, daß dieses für eine Dame von Stande unschicklich wäre, gewöhnte sie, ihre Leidenschaft zu verbergen, und, indeß die Wut in ihrem Innern loderte, das verlorne Gold dem Gewinner lächelnd hinzuschieben.

So war Antonia, als ihre Mutter erkrankte und starb. Achtung für die Verstorbene hatte sie noch zuweilen gezügelt, daher ward ihr selbst der Tod der Mutter nur Zerreissung lästiger Bande, die Aeußerungen des Schmerzes waren bloße Heuchelei. Aber sie benutzte diese Gelegenheit, ihren tiefgebeugten Vater unter dem Vorwande der nothwendigen Zerstreuung zu mancher Ausgabe und mancher Festlichkeit zu bestimmen. Ein Reichstag gab nun die Veranlassung zu einer Reise nach Warschau, und der Woiwode erfüllte um so eher die Wünsche Antoniens sie mitzunehmen, weil er sie dort vielleicht mit einem der edelsten und reichsten Jünglinge des Landes zu vermählen und bei mancher Freude, durch einen gu-

ten Schwiegersohn veranlaßt, den Schmerz über die verlorne Gattin zu mildern hoffte. Antonia war hier, dem Anscheine nach unter Aufsicht der Meri, sich völlig selbst überlassen, und der schwache Vater freute sich, als der Eindruck, den Antoniens Reize machten, noch seine Erwartung überstieg. Sie war die Göttin jedes Festes; sie wurde von allen Dichtern besungen, und jeder Jüngling, der sich ihr nähern, der im Tanze sich ihrer Hand bemeistern konnte, hielt sich für glücklich. Zwei darunter, Graf Ignaz Dembinski, der Besitzer unermeßlicher Güter, und Graf Stanislaus Rogowski, der einzige Erbe eines großen Vermögens, Beide durch Körper- und Geistesbildung unter allen ihren Zeitgenossen hervorragend, und daher von allen Müttern für ihre Töchter gewünscht, und selbst von manchen Schönen zuvorkommend behandelt — diese waren es, die Antoniens Aufmerksamkeit fesselten. Nicht, daß sie Neigung für einen der Beiden gefühlt hätte — denn sie konnte nur sich allein lieben — und ob sie einen davon und welchen sie zum Gemahl wählen wollte, darüber war sie mit sich noch gar nicht einig; aber beide an ihren Triumphwagen zu fesseln;

ihre Huldigungen, die Beweise ihrer Verehrung mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit aufzunehmen: bald den Einen zu begünstigen und, wenn dann der Andere schüchtern zurücktreten wollte, ihn durch irgend ein zuvorkommendes Betragen aufs Neue zu fesseln — dieses war das Spiel, welches die eitle Antonia mit dem Herzen ihrer Liebhaber trieb. So erhielt, so vermehrte sie selbst das Heer ihrer Anbeter. Die ersten Schönheiten wurden um Antoniens willen verlassen, und diese wurde nun für alle Schönen ein Gegenstand des Neides, bei manchen auch wohl des bittersten Hasses.

Jetzt wurde ein Maskenball gegeben. Antonia, in kostbarer türkischer Kleidung, mit einer Menge von Edelsteinen geschmückt, trat hinein, von den forschenden Blicken ihrer Liebhaber nicht unentdeckt. Wie schön sie ist, welch ein göttliches Mädchen! so flüsterte Alles, als sie die Larve vom Gesichte nahm. Von ihren Liebhabern umgeben, blickte sie wohlgefällig umher. Da begann ein neuer Tanz, und der schöne Wuchs einer Spanierin im ersten Paar erregte einige Aufmerksamkeit. Niemand kannte sie, aber als auch sie die Maske abgenom-

men hatte, da ward ein frohes Staunen die herrschende Stimmung. Es war die Gräfin Constantia, die mit ihrer Mutter, einer sehr reichen Wittwe, erst seit ein paar Tagen von ihren Gütern aus Volhynien zu Warschau angelangt war. Aller Blicke fesselte Constantia und Graf Ignaz, eben in ein Gespräch mit Antonien verwickelt, wurde zerstreut, brach ab und näherte sich der schönen Fremden. Antoniens Blicke suchten, um ihn zu bestrafen, den Grafen Stanislaus auf, und empörend war ihre Empfindung, als dieser eben Constantien zum Tanze aufzog. In wenig Tagen fühlte sich Antonia unbemerkt und verlassen und, was ihren Schmerz vermehrte, noch allgemein verspottet und belacht. Sie wollte einen Versuch zur Wiedereroberung ihrer Liebhaber machen, erschien auf dem nächsten Maskenball in römischer Tracht, und suchte, durch Maskenfreiheit begünstigt, Manches anzuknüpfen. Graf Ignaz schrieb einer neben ihr stehenden Dame einen Buchstaben in die Hand, sie bot ihm auch die ihrige dar; er sah ihr scharf in das Auge und schrieb ihr lachend den Namen Dido in die Hand. Antonia fühlte die Bit-

terkeit dieser Anspielung, und Rache wurde ihr herrschender Gedanke.

Noch eines ihrer Talente hatte sie nicht benutzt, es war Gesang. Sie kam am folgenden Tage auf einem Gastmahl mit ihrer Gegnerin zusammen. Zufällig stand ein Instrument im Zimmer, sie setzte sich daran; aber bloß ein paar alte Herrn schenkten ihr einige Aufmerksamkeit und ersuchten sie, auch ihre Stimme hören zu lassen. Sie bot Alles auf, was sie vermochte; allgemeine Aufmerksamkeit erwachte, und mit dieser zugleich in Antoniens Herzen eine neue schmeichelhafte Hoffnung. Sie ging von dem Instrumente, an dieses aber wurde jetzt von dem Grafen Stanislaus Constantia geführt. Meisterhaft war ihr Spiel, ihr Gesang entzückte. Antonia fühlte sich weit übertroffen und kaum im Stande, ihre Wut zu verbergen. Meri, die getreue Meri, an deren Busen sie ihre Gefühle ausschüttete, zuckte die Achseln. Wären wir in Italien, sagte sie, so würde ich Aquatoffana für Constantien und gegen die treulosen Grafen Banditen zu erhalten bemüht seyn; aber hier in dem kalten Polen muß man jede Schmach geduldig ertragen.

Da trat Ezechiel in das Zimmer. Er kam von den Gütern, erzählte, Fräulein Agnes habe einen Bräutigam, einen wunderschönen jungen Herrn, und auf die Frage: was es sonst Neues gebe, fügte er noch hinzu: Gertrud, die bei dem Fräulein Antonia gedient habe, sey ganz verlahmt und zusammen gezogen; sie schreie Tag und Nacht, daß sie von einem andern Mädchen, der sie ihren Bräutigam abwendig gemacht habe, behext und ihr einige Paar weißer Leute auf den Hals gehetzt worden *).

Wie ist dieses möglich? sagte Meri lachend.

Gotts Wunder! rief der Jude, die Mamsell werden doch wohl nicht Hexerei leugnen!

*) Die alten Preußen glaubten an kleine Erdmännchen (Barstukai), welche den Menschen das Blut aussögen. Hieraus scheint in Polen und Preußen der noch herrschende Volksaberglaube entstanden zu seyn, daß es noch Zauberer gäbe, die gewisse böse Wesen, welche sie weiße Leute (biali ludczi) nennen, und zwar immer paarweise an Menschen und Vieh hetzen oder in die Körper schicken könnten, wodurch der Behexte auf das Schrecklichste gemartert und zuletzt getödtet würde.

weiß ich doch Beispiele zu Tausenden von Menschen und Vieh.

Nun, sagte Antonia, indem sie sich zur Meri wandte, ich wollte, daß Ezechiel Recht hätte und eine solche Hexe mir zu Gebot stände.

Was meinst Du Ezechiel, fragte Meri, kennst Du eine?

Ezechiel schüttelte bedenklich den Kopf. Man muß, sagte er, nicht einmahl davon sprechen; denn sobald es ein Bischof, ein Offizial oder auch nur ein Mönch erfährt, gleich ist der Scheiterhaufen da. Aber daß es Hexen giebt, darauf will ich schwören, so wahr ich ein ehrlicher Jude bin und halb Warschau weiß es, daß in Praga mehr als Eine wohnt.

Das Gespräch wurde abgebrochen; aber der Same zur Giftpflanze war einmal ausgesäet, und daher, sobald Antonia mit Meri allein war, erneuerte sie das Gespräch; und Meri erzählte jetzt selbst eine Menge von Geschichten, wie Menschen durch allerlei Zaubereien sich gerächt und Wunderdinge bewirkt hätten. Was das Sonderbarste ist, fügte sie hinzu, an der ganzen Zauberei soll gar nichts Böses seyn, sondern bloß gewisse geheimnißvolle Worte, ei-

nige Kräuter und ähnliche Dinge sollen die Geisterwelt nach dem Willen desjenigen zu handeln zwingen, der im Besitz dieser geheimen Wissenschaft ist. Den Kopf hiermit angefüllt begab sich Antonia in eine Gesellschaft, hörte gleich bei dem Eintritt, daß zwei junge Herren darin übereinstimmten, Constantia wäre jetzt die erste Tänzerin in ganz Warschau. Unwillig beschloß sie nicht zu tanzen, sondern eilte zum Spieltische. Aber auch hier verfolgte sie das Unglück. Graf Stanislaus hielt Bank; sie verlor, so oft sie eine Karte besetzte, und blieb ihm zuletzt eine beträchtliche Summe schuldig, die sie ihm am folgenden Tage zu übersenden versprach. Falsche Scham hinderte sie, sich dem Vater zu entdecken; daher mußte Ezechiel am folgenden Morgen einen großen Theil ihres Geschmeides verkaufen. Er konnte dieses nur für einen geringen Preis unterbringen. Graf Ignaz war der Käufer, und sie verlor alle Fassung, da sie noch an demselben Abende Constantien mit diesen Juwelen geschmückt sah und erfuhr, daß Graf Ignaz mit ihr verlobt wäre. Jetzt war sie entschlossen, ihre Hand an Stanislaus zu geben. Sie hoffte, er würde reuig zu ihren Füßen zurück-

kehren; aber ihre Gegnerinnen wußten es bald einzuleiten, daß ihr die Antwort zu Ohren kam, die Graf Stanislaus einem seiner Freunde, auf die Aeußerung, ihn nun vielleicht bald mit Antonien vermählt zu sehen, ertheilt hatte: daß er weit davon entfernt wäre, sich durch die Heirath mit einer stolzen Närrin und leidenschaftlichen Spielerin unglücklich zu machen.

Weinend vor Wut fiel Antonia ihrer Meri um den Hals. Rache, Rache an diesen abscheulichen Menschen! so rief sie knirschend.

Wie gern, liebes Kind, wollte ich Dich rächen! sagte die boshafte Alte. Ich wollte, daß Zauberei in meiner Macht stände. So wurde der Gedanke, daß Zauberei nur Trost und Rache gewähren könnte, immer fester. Nach ein paar Tagen erschien ein schändliches Pasquill, worin Antonia äußerst kenntlich gemacht und auf das bitterste verspottet wurde. Antonia wurde außer sich und da versprach Meri, wenn noch eine Zauberin aufzutreiben möglich wäre, so unablässig darnach zu spähen, bis sie solche, wie Ezechiel meinte, zu Praga gefunden hätte. Antonia, die jetzt keine Gesellschaft besuchen wollte, schützte Krankheit vor. Jeden Tag ging Meri aus; schon drei Mal

war sie betrübt zurückgekehrt. Mit jedem Tage stieg Antoniens Wut, wer ihr in die Nähe kam, erhielt davon Beweise. Endlich, da Meri am vierten Abende zurückkam, schien Antonia in ihren Blicken etwas Tröstliches zu lesen. Auf ihren Wink erklärte sie, wenn im Hause Alles schliefe und sie Beide auch in ihrem Schlafzimmer wären, ihr die erwünschte Nachricht zu geben, und dort zeigte sie ihr nun an, sie habe das Gesuchte gefunden.

Es giebt, sagte sie zu Praga eine Frau unter dem Namen der Doktorin bekannt. Krankheiten, welche Aerzte für unheilbar erklären, werden von ihr in wenig Tagen gehoben. Die allgemeine Meinung sagt, daß sie noch etwas mehr verstehe; doch thut sie sehr geheimnißvoll. Endlich aber habe ich sie so weit gebracht, daß sie mir doch über ihre Verbindung mit der Geisterwelt einen Aufschluß gegeben hat.

Welchen? fragte Antonia: und wird sie für unsere Pläne wirken?

Vielleicht, antwortete Meri, werdet Ihr das Letzte bald selbst thun. Hört, was mir Zarowka unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraute. Das höchste Wesen, welches so

viele tausend Welten schuf, kann sich unmöglich damit befassen, Alles bis auf das Kleinste zu erhalten und zu lenken. Daher wurden auch über unsere Welt Genien gesetzt, die theils aus ihrem Planeten, theils auf der Erde selbst, jeder in gewisser Beziehung wirken. Die Alten nannten sie Götter. Da sie eine Art von Körper, auch Bedürfnisse und Leidenschaften haben, so sind ihnen der Duft der Opfer und Beweise der Verehrung willkommen. Wer nun mit ihnen hierdurch in Verbindung zu treten, sich ihre Gunst zu verschaffen weiß, der erlangt durch Einfluß auf die Geisterwelt jene erstaunenswürdige Macht, wovon ich Dir so oft in Feengeschichten erzählt habe.

Und was soll mir alles dieses Geschwätz helfen? rief die erzürnte Antonia.

Für den Augenblick nichts, in Zukunft hingegen Alles, antwortete Meri. Denn Zarowka erklärt, daß sie sich nicht durch Dienste, welche sie Dir leistet, bei einer Anwandlung von Frömmigkeit und Reue, die Dir doch auch wohl in den Kopf kommen könnte, in die Gefahr setzen will, auf dem Scheiterhaufen umzukommen. Aber meine Bitten haben sie dahin bewegt, Dich selbst in jene Geheimnisse

einzuweihen, welche Dir die Geisterwelt unterthan machen.

Wie! sagte Antonia zusammen schaudernd, ich selbst sollte eine Hexe werden?

Verändere diesen Namen, antwortete Meri, aus dem Munde des Pöpels in den einer guten Fee und alles Nachtheilige dabei ist verschwunden. Doch ich bin vom Gehen ermüdet, mir fallen die Augen zu; schlafe wohl, liebe Antonia!

Diese kämpfte fürchterlich mit sich selbst. Alles, was man ihr von Hexen und Feen erzählt hatte, wechselte jetzt in ihrer Einbildungskraft; sie lag in Fieberhitze, bis der Morgen anbrach. Da überfiel sie ein leichter Schlummer, und während desselben schien ihr Schutzgeist noch durch einen Traum ihrer Seele zuzuflüstern. Sie erblickte sich auf einem schmalen, schwankenden Brete, welches über einen tiefen Abgrund führte. Auf der einen Seite stand Damasus, so wie sie ihn in den letzten Tagen seines Lebens erblickt hatte, kaum noch im Stande, sich am Stabe aufrecht zu erhalten, und reichte ihr mit zitternder Hand und den Worten: halte Dich daran fest! ein Kreuz zu. Schon wollte sie daran fassen, als auf der

andern Seite des Abgrunds Meri erschien, die eine kostbare, aus Gold und Purpur gewirkte und mit sonderbaren Charaktern verzierte Binde in der Hand hielt, wovon sie ihr das eine Ende zuwarf und ihr sich daran zu halten gebot. Antonia faßte nach der Binde, es erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag, das Bret unter ihren Füßen brach und sie — erwachte.

Du hast, sagte Meri, als Antonia ihr diesen Traum erzählte, eine lebhafte, dichterische Phantasie; allein ängstige Dich nicht, es ist ja noch kein Schritt in der Sache gethan, und da sie Dir so gehässige Empfindungen veranlaßt, so wollen wir solche unterlassen.

Meri berührte jetzt die Sache mit keinem Worte; Antonia aber, welche den Gedanken daran nicht los wurde, kam jetzt in eine große Gesellschaft, sah Constantien an der Hand ihres Geliebten, bemerkte sich selbst von ihren vorigen Anbetern vernachläßigt und saß zufällig neben einer alten Dame, die in ihrer Jugend für die erste Schönheit des Hofes gegolten hatte, Verstand und Erziehung besaß und doch jetzt ein ärmliches Leben führte. Vertraulich erzählte sie dieses selbst ihrer Nachbarin. Gutes Kind, sagte sie, unser Geschlecht ist sehr un-

glücklich. Der edle Mann erwirbt, wenn seine Jahre sich mehren, höhere Verdienste und Achtung, das Weib verliert Alles mit ihren äußern Reizen, und daher wünsche ich mich oft in jene fabelhaften Zeiten zurück, worin gute Feen Schönheit und Jugend zur unvergänglichen Gabe machten. — Du könntest Dir also auch diese Vorzüge zu eigen machen, dachte jetzt Antonia, und Meri's Vorschlag erhielt hierdurch eine reizende Seite. Gerade aber die Gleichgültigkeit, womit Meri auch gar nicht mehr daran zu denken schien, machte, daß Antonia um so mehr selbst darüber brütete. Sie saß einst in Gedanken vertieft, als Meri mit der Frage zu ihr trat: 'ob sie auch gehört habe, daß Graf Stanislaus seine Verlobung bekannt gemacht hätte.

Warum kommst Du mir, fragte Antonia, mit solchen Nachrichten und erinnerst mich nicht lieber an die bewußte Sache?

Ich glaubte, antwortete Meri, daß Du nicht mehr daran dächtest, und wollte Dir daher eine Erinnerung ersparen, die Dir vielleicht zuwider ist.

So wurde die Sache wieder angeknüpft und die Verabredung getroffen, daß Antonia

sich am folgenden Tage krank stellen, früh zu Bette gehen, sich alsdann mit Meri zur Hinterthür des Pallastes hinausschleichen und Beide sich in einem von dem treuen Ezechiel besorgten Schlitten zu der alten Zauberin begeben sollten.

Dieses Alles wurde ausgeführt. Zarowka bewillkommte sie freundlich und versprach, noch in dieser Nacht die Genien durch ein feierliches Opfer herbeizurufen, wobei Antonia nichts weiter zu thun hätte, als dem letzten ein Pergament, welches Zarowka schreiben würde, zu überreichen und sich übrigens nach ihrer Anweisung zu betragen. Antonia fragte, ob die Erscheinung schrecklich wäre, und auf die Versicherung, daß sie weiter nichts als die schönen wohlgebildeten Gottheiten der Griechen und Römer sehen und bloß mit diesen in Verbindung treten würde, wurde nach einigem Zaudern, welches Meri als Unentschlossenheit verspottete, Alles genehmiget. Antonia ist noch nicht an unsere Art zu reisen gewöhnt, sagte Zarowka, und daher werde ich sie schlafend an den erforderlichen Ort versetzen. Sie berührte Antoniens Stirn mit einem Stäbchen, und als diese erwachte, befand sie sich in einem

Walde auf einem Kreuzwege neben einem klei- nen Altar, auf welchem bereits eine Flamme brannte; und Meri, Zarowka und Ezechiel standen neben ihr in prächtiger orientalischer Kleidung. Es wurde ein Lamm und eine Tau- be, nachher ein schwarzer Bock und ein Rabe geopfert. Das Blut wurde sorgfältig aufge- fangen. Jetzt ergriff Meri Antoniens Hand, machte einen kleinen Einschnitt mit dem Opfer- messer, ließ auch einige Tropfen ihres Blutes in die Schale fallen; schnitt ihr eine Haarlocke ab und warf diese in die Flamme. Antonia schauderte; aber in dem Augenblick ertönte ei- ne herrliche Musik, und die Gottheiten Grie- chenlands und Roms, reizender, als sie Pin- sel oder Meißel des größten Künstlers darzu- stellen vermögen, wallten vorüber. Alle schienen einige Augenblicke zu weilen und sich am Dufte zu laben, der dadurch entstand, daß Antonia, so oft eine Gestalt erschien, etwas in die Flamme spritzte und eine Hand voll Weihrauch hineinwarf. Zuletzt erschien ein herrlicher Triumphwagen, worauf ein majestätischer Mann saß, von vielen Genien umgeben. Die Anwesenden warfen sich nieder, auf ihren Wink auch Antonia, welche das Pergament

empor hielt. Dieses nahm ein Genius aus ihrer Hand und reichte es dem Manne auf dem Wagen. Du willst, sagte dieser zu Antonien, nachdem er einen Blick auf das Pergament geworfen hatte, zur Priesterin der Götter und in die Geheimnisse der Vorwelt eingeweiht werden?

Dieses bejahte Antonia.

Ihr bürget für sie? fragte er weiter.

Wir bürgen! riefen Meri, Zarowka und Ezechiel, tauchten die Finger in das Opferblut und legten sie auf Antoniens Stirn.

So nehme ich Dich, sagte der Geist, auf dreißig Jahre in meinen Bund und drücke Dir das Zeichen desselben auf. Er legte seinen Finger auf Antoniens Schulter. Diese fühlte einen Schmerz, der durch jede Nerve zuckte, aber augenblicklich verschwand. Zwei Genien flatterten herbei; sie legten der Antonia eine kostbare antike Kleidung an, gaben ihr ein Stäbchen in die Hand, und knüpften eine Binde um ihre Stirn. Einer der Genien fragte: in welcher Gestalt soll ich künftig Dir erscheinen? Nimm, antwortete Antonia, die eines Papagei's an. Ich werde, erwiederte

der Genius, so oft Du drei Mal mit diesem Stäbchen winkest, deine Befehle vollziehen.

Und Ihr nun, sagte der Mann vom Triumphwagen, weihet die neue Priesterin stufenweise in die Geheimnisse der Vorwelt ein.

Die Musik ertönte wieder, und der Triumphwagen verschwand.

Wir begrüßen Dich nun als Schwester! sagten Meri und Zarowka zu Antonien, und schlossen sie in ihre Arme. Da dieses auch Ezechiel thun wollte, schob ihn Antonia zurück.

Warum sträubst Du Dich, rief Ezechiel schmunzelnd, gegen den Schwesterkuß? wir sind ja nun einander gleich; und schloß sie des Sträubens ungeachtet, in seine Arme.

Die stolze Antonia begann zu fühlen, bis auf welchen Punkt sie hinabgesunken war. Indeß spreitete Ezechiel seinen Mantel aus; die Anwesenden setzten sich darauf, Antonia in ihre Mitte. Ein Wind hob den Mantel schnell in die Höhe, und ließ ihn nach wenig Sekunden im Hofe Zarowka's nieder. Antonia und Meri wickelten sich nun in ihre Mäntel und eilten in Ezechiels Schlitten nach ihrer Wohnung. Wie erschrak Antonia, als sie nun von ihrer Stirn die Binde nahm; denn diese

war, wie sie solche im Traume erblickt hatte, feuerfarben, mit Gold durchwirkt und mit schwarzen magischen Charakteren, und bei dem Auskleiden erblickte sie auf ihrer Schulter ein feuerrothes Mahl in Form einer Ofengabel. In wessen Hände bin ich gerathen? sagte Antonia und blickte auf Meri.

In die Hände der Freundschaft, antwortete diese, und Du wirst bei fortgesetzter Einweihung über alles Aufschuß erhalten.

Sorgfältig wurde alles Mitgebrachte verborgen, wild aber rollte Antoniens Blut. Willst Du nicht Deinen Geist rufen? fragte Meri am folgenden Morgen.

Was soll er mir? sagte Antonia ängstlich.

Hast Du Ignaz und Constantian vergessen? fragte Meri, heute ist ja ihr Hochzeittag.

O, ich will ihnen ein Angebinde schenken, sagte Antonia. Sie winkte drei Mal mit dem Stäbchen, ein schöner Papagei saß auf ihrem Putztische. Räche mich so sehr, als es irgend möglich ist, rief sie.

Ich gehorche, Gebieterin! antwortete der Papagei und verschwand.

Bald erfuhr Antonia: Graf Ignaz wäre im Begriff gewesen, zu seiner Braut zu fah-

ren; aber seine Pferde wären wild geworden, er stark beschädigt aus dem umgestürzten Wagen in ein kleines Haus gebracht, worin eben drei Kinder an den gefährlichsten Blattern krank gelegen. Ignaz, der noch nicht die Blattern gehabt hätte, wäre gleich von einem Schauder überfallen worden; er habe daher den Gedanken gehabt, das Hochzeitfest zu verschieben, Constantia in Betreff der Festlichkeiten eingewilligt, aber die Trauung wäre vollzogen. Mit jedem Tage mehrte sich die Krankheit des Grafen, und bald erkärten die Aerzte seinen Tod für unvermeidlich. Antonia, so sehr sie anfänglich Rache gewünscht hatte, fühlte doch jetzt, daß die Rache nicht glücklich mache.

Durch Meri bestimmt, wurde jetzt mancher nächtliche Besuch bei Zarowko abgestattet. Zauberspiel verfertigen und gebrauchen, Nestel knüpfen, durch seltsame Segenssprüche dem Menschen und dem Vieh Schaden thun, dieses erlernte Antonia; aber Befriedigung fand sie darin nicht. Sind dieses, fragte sie mürrisch, alle Eure Künste und Genüsse? Mit nichten, antwortete Zarowka, bringe morgen deine Feenkleidung mit, und Du sollst dann eine neue

Seite unseres Lebens kennen lernen. Neugier bestimmte Antonien zu erscheinen. Die Alte, Meri und Antonie schmückten sich, und wie sehr erstaunte die letzte, als Meri und Zarowka die Zauberbinde um ihre Stirn legten, und nun als zwei jugendliche Schönen dastanden. Sie schlugen mit ihren Stäbchen an die Wand, eine vorher unbemerkte Thür öffnete sich, und ein kleiner schön geschmückter Tempel, von dessen Wänden rosenfarbene Vorhänge hinabhingen, nahmen die drei Zauberinnen auf. Eine Tafel war mit den leckersten Speisen, Ananas, Pisang und Früchten aus allen Welttheilen besetzt, und Wein aus Chios, Schiras und Zypern füllte den oft umhergehenden Becher.

Nun Antonia, hat dieses Leben für Dich keinen Reiz? fragten die beiden Andern.

Für mich, antwortete Antonia, die ich solche Genüsse kenne, gewiß weniger als für Euch.

Da winkte Zarowka mit ihrem Stäbchen; die rosenfarbenen Vorhänge rollten auf, und Gemälde, wie von der Hand der größten Künstler, aber die üppigsten und schamlosesten Auftritte darstellend, bedeckten die Wände. Antonia schlug die Augen nieder; aber das

laute Gelächter der andern Beiden und der Genuß des feurigen Weins tödteten das Schamgefühl. Drei junge Männer von seltener Schönheit, deren Kleidung der ihrigen gleich war, traten in das Zimmer. Zwei darunter schienen Freunde der alten Zauberinnen, die Huldigungen des dritten waren ausschließend für Antonia.

Wie gefällt Dir Dein Freund? fragte Meri.

Er ist schön wie Apoll, antwortete Antonia, die, von Wein und Leidenschaft erhitzt, nicht das Beispiel Daphnens nachahmte. Diese zügellosen Bacchanalien wurden in jeder Nacht fortgesetzt. Antonia bemerkte bald vor ihrem Spiegel, daß von der eingefallenen Wange die Röthe der Jugend verschwand.

Was ist daran gelegen? sagte Meri lachend; sobald Du die Zauberbinde um Deine Stirn legst, gleichst Du dennoch einer Göttin.

Allein der Verlust der Schönheit, war doch nie einer weiblichen Seele gleichgültig. Auch Antonia schien hierdurch etwas zu sich zu kommen. Ihr Vater erkrankte; die Aerzte riethen zu einiger Bewegung, und der Woiwode fuhr jetzt in Begleitung seiner Tochter

nach einem benachbarten Lustorte. Bald nach ihnen kam ein zweiter Wagen an, Constantia stieg hinaus und bot ihrem Gemahl, dem das Gift der Blattern die Augen geraubt hatte, liebevoll die Hand. O, welch ein edles Weib! flüsterten einige der Anwesenden. Es ist eine Heilige, fügten andere hinzu. Sie verweilte nicht lange und eilte bald mit ihrem Gemahl nach der Stadt zurück. Jetzt war für ihr Lob nur eine Stimme. Jeder wußte von ihrem Edelmuth, ihrer Tugend, ihrer Frömmigkeit etwas zu erzählen; in Antoniens Busen loderte dabei eine Hölle. Wozu bin ich hinabgesunken! rief sie knirschend, als sie in ihrem Zimmer allein war; und wozu ist diese verhaßte Constantia emporgestiegen? — Sie winkte drei Mal mit dem Stäbchen, der Papagei erschien. Räche mich, rief sie, an dieser Constantia! nicht bloß elend, ein Gegenstand der Verachtung muß sie werden! Eile, vollziehe meinen Befehl und erstatte mir Bericht!

Zwei Tage verstrichen, ohne daß er erschien, am dritten wurde er durch das Stäbchen berufen. Was hast Du ausgerichtet? fragte Antonia.

Nichts! antwortete der Papagei mit düsterer Miene; denn über reine, schuldlose Seelen habe ich keine Macht.

Wütend nahm Antonia zu jenen Zaubermitteln, welche sie erlernt hatte, ihre Zuflucht. Stürme und Hagel, Heuschrecken und Seuchen verheerten die Güter Constantiens, welche alle diese Leiden nur um so fester an den Himmel knüpften. Jetzt starb der Woiwode, den seine Krankheit bis dahin zu Warschau aufgehalten hatte, und um nur nicht Constantien, ihre Feindin, zu erblicken, begab sich Antonia in Begleitung der Meri auf ihre Güter zurück. Bei dem letzten Bacchanal lud sie ihren Apoll — so nannte sie ihren Liebhaber — ein, ihr dorthin zu folgen, der ihr auch sich einzufinden versprach.

Der Erste, der sie auf ihrem Schlosse bewillkommte, war Ezechiel. Er war mit ihr allein im Zimmer; denn die Diener trugen das Gepäck ab. Da nahte er sich ihr vertraulich und schloß sie in seine Arme.

Unsinniger, was unterfängst Du Dich! sagte Antonia.

Verzeihet, sagte er, ich vergaß, daß ich die Zauberbinde nicht umgeknüpft habe, Euch

daher nur als Ezechiel und nicht als Apoll erscheine.

Wie! rief Antonia, so tief bin ich hinabgesunken? Dieses ist also, was ich errungen habe, nichts weiter als Täuschung, Betrug und Schande?

Agnes und ihr Mann wurden gemeldet. Das Weib erschien mit ihrem Sohne auf dem Arm, an der Hand ihres Gatten, so schön wie eine heilige Familie auf einem Gemälde Raphaels. Wie geht es dir? fragte Antonia.

O, antwortete Agnes, an der Hand meines Gatten bin ich unaussprechlich glücklich, und dieses Kind — sie drückte ihren Sohn an die Brust — erhöht noch mein Glück.

Wie, sagte Antonia zu sich selbst, dieses einfältige Geschöpf, über welches Du in jeder Hinsicht so sehr hervorragtest, wie weit steht es jetzt über Dir! Neid und Groll füllten jetzt ihre ganze Seele, sie allein hielt sich für unglücklich, und dem Menschen Böses zu thun, gereichte ihr bald zur Lust. Lipkowski — so hieß der Gatte der Agnes — war ein Mann von seltener Schönheit. Sein Anblick regte Antoniens Sinnlichkeit auf; Alles wurde aufgeboten, jede Kunst der Verführung; aber er

fühlte nur für seine Agnes, alle Zaubermittel schlugen fehl. Selbst der Papagei wurde entboten.

Hast Du auch über diese reinen schuldlosen Seelen keine Macht? fragte Antonia wütend.

Getroffen! antwortete der Geist: denn ihre Schutzengel beschirmen sie.

Antonia wurde binahe rasend vor Wut, und Meri gab den Rath, sich zu zerstreuen. Sie that Reisen, knüpfte Liebschaften an, schwelgte in jedem Genusse; aber immer glühte der Funke in ihrem Herzen, sie mußte sich selbst verachten. So waren seit jenem schrecklichen Tage am Kreuzwege sieben Jahre verflossen. Jetzt kehrte sie wieder auf ihr Schloß zurück; hier aber waren wieder in ihrer Nähe Agnes und Lipkowski. Sie versuchte aufs Neue ihn zu fesseln, Alles mißlang. Jetzt suchte sie den Wohlstand dieses Paars zu zerstören, und dieses glückte ihr völlig; denn, durch mannichfaches Unglück zu Grunde gerichtet, blieb ihnen nur eine kleine Hütte und ein Gärtchen übrig. Bloß ein benachbarter Starost, der große Waldungen hatte und ihn als einen trefflichen Jäger kannte, erlaubte ihm unter der Bedin-

gung, daß er ihm die Hälfte des erlegten Wildes abliefern, die andere Hälfte aber verkaufen könnte, die Benutzung seiner Jagd.

O, sagte Meri, welche dieses hörte, Armuth wird ihn den Starosten zu betrügen verleiten, und so fällt er doch endlich in unsere Hände.

Antonia häufte daher jedes Unglück über ihn. Mehlthau verzehrte die Blüthen, Raupen das Gemüse seines Gärtchens. Agnes kränkelte, und Antonia, durch Zauberei Jedem unsichtbar, beschloß jetzt mit eigenen Augen zu prüfen. Sie näherte sich der Hütte; auf einer armseligen Bank vor der Thür saß Agnes mit ihrer ältesten Tochter, Beide spannen. Die jüngern Kinder standen neben der Mutter, welche sie beten lehrte. Antonia sah die abgehärmte Wange ihrer Jugendfreundin, und es war, als ob ein gutes Gefühl in ihr erwachen wollte. Da nahte sich Lipkowski. Der Vater! schrieen die Kinder. Agnes eilte ihm einige Schritte entgegen und stürzte in seine Arme. Er gab Jedem ein kleines Geschenk. Da, sagte er zu Agnes: die schönste Schnepfe hab ich behalten, die ist, für Dich; das übrige verkaufte Wild reicht auf einige

Tage zum Unterhalt hin. Der gute Starost, er glaubt immer, daß ich ihm mehr abgebe, als ich für mich behalte, und gibt mir daher noch oft etwas von dem Gelieferten zurück. Aber ich bin müde. Sie setzten sich nieder auf die Bank. Hast Du, fragte er, einen Trunk Milch? Agnes konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ach! sagte sie schluchzend, unsere letzte Kuh starb plötzlich in voriger Nacht. Dann trinke ich Wasser, sagte Lipkowski, und es schmeckt an Deiner Seite, liebes Weib, besser als der köstlichste Wein. Agnes umschlang ihn, er küßte die Thränen von ihrer Wange. Gott gab mir, fuhr er fort, Kraft zum Dulden und für Dich zu arbeiten; darum sei getrost, liebes Weib; wir sind noch glücklicher, als viele unserer Nebenmenschen. So möchte ich mit der stolzen Antonia und ihrem prächtigen Schlosse nicht tauschen.

Wie mag es ihr doch gehen? fragte Agnes; ihr Ton verrieth herzliche Theilnahme.

Ich hörte in der Stadt wunderliche Dinge, antwortete Lipkowski. In dem Gasthause, wo ich mein Wild verkaufte, sprachen eben zwei Herren von ihr. Der eine meinte, sie wäre wahnsinnig; der andere, es müßte et-

was Schweres auf ihrer Seele liegen; denn man könne ihr das böse Gewissen bei dem ersten Blicke ansehen.

Arme Antonia! rief Agnes, ich liebte Dich, wie meine Schwester, ach! ich kann jetzt nichts für Dich thun; aber ich will mit meinen Kindern für Dich beten, und Gott wird das Flehen der Unschuld nicht unerhört lassen.

Diese Scene hatte Antonia nicht erwartet, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, und, sich beinahe unbewußt, rief sie mit inniger Rührung den Namen Agnes. Gott, sagte diese, das war Antoniens Stimme! Alle sahen umher, aber Niemand konnte sie wahrnehmen. Vielleicht, äußerte Lipkowski, ist sie in diesem Augenblick dahin geschwunden; Gott sei der armen Seele gnädig!

Antonia fühlte sich bewegt, ja zum Theil getröstet durch die Ueberzeugung, diejenigen, welchen sie so großen Schaden zugefügt hatte, dennoch nicht ganz unglücklich gemacht zu haben, und dieser Gedanke und selbst der Anblick der armseligen Lage ihrer Jugendfreundin unterdrückte den Neid, der bisher über das Glück derselben in ihrem Busen tobte. Sie kehrte

mit einer wehmüthigen Stimmung in ihr Schloß zurück, durchwandelte die Zimmer, wo sie in ihrer Jugend oft an Agnes Seite saß, und kam, ohne sich dabei eines Zweckes deutlich bewußt zu seyn, in das Schlafzimmer ihres verstorbenen Vaters, welches seit dessen Tode nicht mehr bewohnt, folglich auch von ihr unbesucht geblieben war. Sie öffnete langsam die Thür und blieb, heftig erschüttert, stehen; denn ihr gegenüber war das Bild des ehrwürdigen Damasus mit einem Kreuze in der Hand. Wenig Monate vor seinem Tode hatte ihn ein herumreisender Maler auf diese Weise dargestellt, und ihr verstorbner Vater hatte aus Achtung für den Entseelten dieses Gemälde in sein Schlafzimmer aufgenommen. O, wäre es möglich, dachte Antonia, daß selige Geister uns noch als Schutzengel umschweben! Könnte auch mir, der Verworfenen, dieses Kreuz, das mir der fromme Damasus im warnenden Traume darbot, noch Heil bringend werden! Es ward ihr so wohl und auch so weh ums Herz; sie trat an das Fenster, das nach dem Garten ging, öffnete es, und es ward ihr, als ob der Anblick der Natur sie wieder erfreute. Da hörte sie ein Geräusch, sah sich um und be-

merkte, daß der Wind die Blätter eines offen- liegenden Buches umschlug. Sie trat näher, es war die heilige Schrift; unbewegt lagen die Blätter. Sie warf einen Blick darauf und sah im 8ten Kap. der Apostelgeschichte die Stelle, daß auch Simon, der Zauberer, von den Aposteln der Taufe nicht unwürdig gefunden wurde; sie las weiter, fand Pauli Bekehrung. Ein Strahl von Hoffnung erleuchtete das Dunkel ihrer Seele; reuig schlug sie an ihre Brust und rief: Gott sei mir Sünder gnädig!

Da trat Meri in das Zimmer. Wie kommst Du hieher? sagte sie staunend, im ganzen Schlosse suchte ich Dich. Antonia ent- deckte ihr Alles, was vorgegangen war, er- mahnte auch sie zur Buße, und erklärte, daß sie morgen zu dem Bischof nach Krakau reisen und sich ihm entdecken würde. Alles bot Meri auf, sie von diesem Entschlusse abzubringen; und endlich wurde Antonia durch ihr Bitten zu dem Versprechen bestimmt, drei Tage lang ihr Vorhaben auszusetzen, und wenn sie noch am vierten Tage des nämlichen Sinnes wäre, dann versprach Meri, mit ihr sich dem Bischofe zu entdecken; denn sie gestand ihr, die dreißig Jahre des Bundes mit dem Unterirdischen wä-

ten vorüber, aber dem, der einen Andern zur Eingehung des Bundes bestimme, würde er auf zehn Jahre verlängert. Dieses wäre ihr schon zum zweiten Male mit Antonien gelungen, aber seitdem wären beinahe acht Jahre verstrichen, und alle Bemühungen, wieder ein neues Mitglied des Bundes anzuwerben, bis jetzt fruchtlos geblieben. Jetzt sah Antonia ein, aus welchem Grunde sie in das Verderben gestürzt war; doch versprach sie der boshaften Meri alles zu verzeihen, wenn sie vom Verbrechen abstehen und sich wieder zu Gott bekehren wolle. Meri schien gerührt, sie versprach in den drei Tagen Alles zu versuchen; Antonia traute ihr und brachte ihre Zeit größtentheils in dem Zimmer hin, worin, nach ihrer Ueberzeugung, Gott und die Heiligen ihrer sich so offenbar erbarmt hatten. Da ihr Herz jetzt ruhiger schlug, so kehrte auch wieder der lange entbehrte Schlaf zurück. In der Nacht des dritten Tages wurde sie aus dem Schlafe gerüttelt; sie erwachte und sah sich an einem ganz unbekannten Orte. Meri, Zarowka, Ezechiel und noch sechs andere Zauberer in der ihr bekannten Tracht standen vor ihrem Lager. Du wolltest uns verrathen, sagte Meri;

darum haben wir dreimal drei Zauberer Dir Deine Macht genommen und Dich in eine menschenleere Insel des Indischen Ozeans verbannt. Wir haben Dir diese Wohnung bereitet. Dein Papagei wird hier Dein einziger Gesellschafter seyn und für deine Bedürfnisse sorgen. Auf Deinem Schlosse wird man Dich nicht missen, denn ich nehme Deine Gestalt an. Auf Erlösung hast Du nicht eher zu rechnen, als bis ich zu dem Unterirdischen gehe, wohin Du aber, weil ich schon zwei Dirnen auf gutem Wege habe, Schwestern des Bundes zu werden, wahrscheinlich eher kommen wirst. Alle legten ihre Hände auf Meri, die nun völlig Antoniens Gestalt erhielt. Diese bebte zurück, als sie ein zweites Ich erblickte, und mit höllischem Hohngelächter schieden nun alle Zauberer davon.

Antonia hatte eine bequeme Wohnung, ihr fehlte kein Bedürfniß, ob sie gleich dem Vorsatze treu blieb, nichts von dem Papagei zu fordern, der jetzt nie von ihrer Seite wich und manches Gespräch anzuknüpfen suchte. Die Einsamkeit machte auf Antonien bei der Ueberzeugung, die Verachtung jedes Menschen verdient zu haben, keinen so widerwärtigen

Eindruck, als es sonst der Fall gewesen wäre. Viele ihrer Geräthschaften hatten die Zauberer an ihren neuen Wohnort versetzt; sie hatten sie sogar mit Büchern versorgt, aber bei dem ersten Blick, den sie hinein that, warf sie solche voll Abscheu fort und nachher nebst manchen Gemälden, die ihr Zimmer schmückten, in das Feuer. Oft dachte sie an die Zukunft, oft bat sie Gott mit Thränen, sich ihrer Seele zu erbarmen. Bloß an der veränderten Gestalt des Mondes konnte sie einigermaßen die Zeit ihres Aufenthaltes berechnen. Auch hatten die Bäume zwei Mal ihr Laub verloren und sich zwei Mal wieder mit frischem Grün bekleidet. Sie gewöhnte sich daran, ihr Schicksal als eine verdiente, sehr gelinde Strafe zu betrachten, und verzweifelte nicht an der Gnade des Allbarmherzigen. Der Papagei, der gar keine Aufträge erhielt, stellte sich jetzt nur selten ein. Kleine Spatziergänge waren Alles, was sie sich zu ihrer Erholung erlaubte. Im dichten Walde flocht sie sich aus den Zweigen einiger nahe beieinanderstehenden Bäume eine Laube, erbaute darin einen kleinen Rasenaltar, und stellte hierauf ein Bild des Herrn am Kreuz, welches sie mit ihrem Messer geschnitzt hatte.

Oft warf sie sich hier nieder, und das Pochen des Herzens, die Thränen, welche die Wangen hinabrollten, und das ängstliche Ringen der Hände sagten oft mehr als Worte vermochten.

Einst nahte sie sich dem Meere; da entdeckte sie manche Schiffstrümmern, die an das Land geworfen waren, und als sie um die Ecke eines Felsens bog, bemerkte sie einen menschlichen Leichnam. Ungeachtet der Leichenblässe und des geschlossenen Auges sah sie, daß der Unglückliche ein äußerst wohlgebildeter Jüngling war. Ach, daß vielleicht noch Leben in ihm und er Dir in dieser Einöde zum Schutz und Trost gesandt wäre! dieser Gedanke stieg in ihrer Seele auf. Sie kniete neben ihn, rieb seine Stirn und seine Hände; sie legte die Hand auf sein Herz, glaubte ein schwaches Klopfen zu bemerken. Sie verdoppelte ihre Bemühungen, die Wange des Jünglings schien sich zu röthen, ihre Freude stieg. Langsam schlug er das schöne schwarze Auge empor, und sie hob dankbar ihre Hände gen Himmel. Da nahte sich der Papagei. Willst Du Hülfe für ihn? fragte er leise. Fort Verfluchter! rief Antonia, nur bei Gott suche ich Beistand. Der Jüngling sank ihr zu Füßen, redete sie in Fran=

zösischer Sprache an; nannte sie seine Retterin, seine Wohlthäterin, küßte ihre Hände und benetzte sie mit Thränen. Sie gebot ihm aufzustehen, er war so matt, daß er taumelte; sie faßte ihm unter den Arm. Komm nur so weit von hier, sagte Antonia, daß Dich die eintretende Flut nicht ereilen kann, ich will Dir Labung holen. Sie führte ihn nach ihrer Laube: aber er sank ohnmächtig nieder. Willst Du, daß ich Ärznei oder etwas zu seiner Stärkung hole? rief der Papagei. Antonia stürzte in die Laube; ganz außer sich ergriff sie das Kreuz, hielt es empor und eilte zu dem Ohnmächtigen. Gott, Erbarmer! rief sie aus, sende Du mir Rettung. Ein Donnerschlag rollte durch die Lüfte, der Jüngling erwachte, aber verwandelte sich in einen Neger von riesenmäßiger Größe; an die Schultern wuchsen Fiedermausflügel; Statt der Füße ruhte er auf zwei gräßlichen Drachenschweifen, und Statt jedes Fingers zischte eine Schlange. Kennst Du Deinen Jupiter nicht, mit dem Du Dich verbündetest? rief die gräuliche Gestalt. Die Erde zerborst unter ihm, der Unhold stürzte sich in den Schlund, und ehe sich dieser schloß, brachen noch Feuerflammen empor.

Antonia warf sich auf die Knie und dankte Gott. Mit dem Kreuze in der Hand. eilte sie nach ihrer Wohnung, diese war verschwunden; an ihrer Stelle stand ein Felsen, sie bemerkte darin eine Höhle, blickte hinein und sah zu ihrem Erstaunen, daß ihr Bett und ihr Hausgeräth darin stand, und daß sie zugleich von der bisherigen Verblendung befreit war. Ruhig trat sie in die Höhle, aber sie fand auch nicht das Geringste von Lebensmitteln. Wer mir bis hierher geholfen und die Seele vom Verderben errettet hat, sagte sie gläubig, wird auch ferner für mich sorgen. Sie fastete nnd betere; aber als am folgenden Tage der Hunger sich stärker zu melden begann, da eilte sie um einige Nahrung aufzusuchen. Die Sonne brannte heftig, sie verirrte sich im Gesträuch, ihre Kräfte sanken. Ewiger, soll ich verschmachten! rief sie aus. Da nahte sich der Papagei und hielt ihr köstliche Trauben entgegen; sie machte das Zeichen des Kreuzes und blickte gen Himmel, der Versucher verschwand. Sie kam aus dem Gesträuch an das Ufer des Meeres, dort war alles felsig und öde. Die Wellen rauschten zu ihren Füßen. Stürze Dich hinab und ende Deine Qual! so schien eine

Stimme in ihrer Seele zu flüstern; aber sie ermannte sich und dachte an Gott. Zufällig blickte sie auf die Erde, einige Austern lagen zu ihren Füßen. Sie stillte ihren Hunger, dankte Gott und las noch einige Austern zum Vorrath auf. Sie wollte nun ihre Höhle wieder aufsuchen, allein sie fühlte sich vom schrecklichsten Durste gepeinigt. Da hörte sie den lieblichen Gesang eines Vogels; der Schöpfer, der diesen erhält, wird auch Dich nicht umkommen lassen, sagte sie zu sich selbst, eilte dahin, von wo der Gesang ertönte, und stand bald an einer Quelle von herrlichen Kokosbäumen umgeben. Sie stillte ihren Durst und sank bald in einen erquickenden Schlummer. Lange hatte sie geschlafen, eben ging die Morgensonne auf, als sie erwachte; sie befand sich in ihrer Heimath und vor ihr stand Ezechiel. Ich komme Euch zu warnen, sagte er ängstlich, damit ich nicht verrathen werde, wenn man in Euer vormahliges Schlafzimmer käme. Meri hat darin in dieser Nacht geendet. Sie hatte eine neue Schwester dem Bunde zugeführt und hielt sich sicher; da erschien gestern Abend, als ich gerade bei ihr war, der Fürst der Unterwelt. Mache Dich, brüllte er ihr zu, um Mitter-

nacht bereit; denn da Antonia von mir abgefallen ist, so dient die Neuaufgenommene nur für die verflossenen zehn Jahre. Meri's Schrecken kann ich nicht schildern, und ihre Wut wurde um so größer durch den Gedanken, daß Eure Bezauberung nun ein Ende habe. Kommt, betrachtet das Zimmer, worin sie geendet hat, und Ihr werdet Euch selbst von der Nothwendigkeit überzeugen, daß Niemand das Vorgefallene bemerke.

Antonia folgte. Ein Schwefeldampf kam ihr entgegen; die Wände und der Fußboden waren mit Meri's Blute befleckt, und einige abgerissene Gliedmaßen lagen noch umher. Antonia dankte Gott, einem ähnlichen Schicksale entgangen zu seyn. Ezechiel erbot sich das Zimmer zu reinigen, die Ueberreste zu bestatten, und erfüllte diese Zusage. Als ihm Antonia zu Buße und Taufe ermahnte, versprach er zu gehorchen, entwich aber plötzlich, ohne daß man von ihm ferner Nachricht erhielt. Die Dienerschaft und alle Unterthanen, welche Meri in Antoniens Gestalt mit tyrannischer Härte behandelt hatte, konnten sich das gegenwärtige liebreiche Betragen nicht erklären. Sie nahm jetzt ihre Wohnung in dem Schlaf-

zimmer ihres verstorbenen Vaters, schickte einen Boten an Graf Ignaz und Constantien und lud Beide ein, sie bald möglichst zu besuchen. Am folgenden Morgen ließ sie anspannen und fuhr zu Agnes, die noch in der nämlichen Hütte wohnte. Bei dem Anblick des prächtigen Wagens stürzten die Kinder hinaus, auch Agnes und ihr Mann. Antonia eilte auf sie zu und schloß Agnes in ihre Arme. Vergieb mir, sagte sie, Du gute fromme Seele, Alles, was bisher geschah, ich will nach Möglichkeit ersetzen, und Dich noch in Deinen Kindern belohnen. Alle mußten sich mit ihr in den Wagen setzen, um einen Theil des Schlosses zu beziehen. Lipkowski wurde zum Aufseher der Güter ernannt. Den Einsaßen wurden alle Schulden erlassen, Abgaben und Dienste vermindert. Antonia hörte nichts als Segen, erblickte nichts als Freudenthränen, und dankte Gott mit Innigkeit, daß er sie zum Guten zurückgeführt hatte. Sie eilte nach Krakau, wo der Bischof, ein Greis, im Rufe der höchsten Frömmigkeit stand, und den Tag nach ihrer Rückkehr trafen auch Constantia und Ignaz ein, welche ihrer dringenden Einladung Gehör gegeben hatten. Sie ließ am folgenden

Tage die Gerichte kommen und setzte eine Schenkung auf, daß Constantia die eine, Agnes die andere Hälfte ihrer sämmtlichen Güter erhalten sollten, und Beide wurden von ihr mit Herzlichkeit ersucht, diese Schenkung anzunehmen. Ich, sagte sie, bedarf nichts weiter, ich will eine Pilgerreise nach den heiligsten Wallfahrtsorten der Christenheit antreten, und wenn ich sie vollendet habe, meine Tage in einer Einsiedelei oder in einem Kloster hinbringen. Nur eine Bitte habe ich noch an Euch! das Zimmer, welches ich versiegelt habe, öffnet erst nach drei Jahren und dann werdet Ihr über Alles Aufschluß erhalten.

Sie bestimmte den folgenden Tag zum Antritt ihrer Pilgerreise; alle Bitten und Vorstellungen, welche ihre Freunde dagegen machten, waren vergeblich. Zum letzten Male, sagte sie, sind wir heute versammelt, vielleicht aber, so Gott will, dort oben ewig verbunden! Es war ein schöner Frühlingsabend, sie saßen im Garten beisammen; die Blüten dufteten und die Nachtigall schlug in der Ferne. Da trat Antonia vor sie hin. O meine Lieben, sagte sie, vergönnet mir noch eine Frage! Wie

denkt Ihr und was sind Eure Gefühle in Betreff Eurer vergangenen Leiden?

Ich, sagte Ignaz, habe zwar das Licht des Tages verloren, aber ein guter Engel, meine Constantia führt mich ja durch das Leben! Leichtsinnig würde ich dieses sonst durchflattert, nie den echten Werth des Lebens kennen gelernt, vielleicht, nur die Welt im Auge, meinen Blick nie nach dem Himmel gerichtet haben. —

Und Du Constantia? — fragte Antonia mit Rührung.

Nie hätte ich, sagte sie, ohne das Unglück meines Gatten meine Pflichten so vollkommen erfüllen mich seiner Liebe in so hohem Grade würdig machen können; ich danke daher der Vorsehung, welche mir die Mittel gab, mir hier ein frohes Daseyn und die Hoffnung einer frohern Ewigkeit zu erwerben.

Wie aber denkst Du? sagte Antonia nun zu Agnes.

Ohne die drückende Armuth und die Noth, die wir erduldeten, ohne jene unzähligen Beweise der höchsten Liebe, die mir mein Mann täglich gab, würde ich ihn nie so innig geliebt und verehrt, nie so hohe Kraft erhalten haben,

jede, auch die beschwerlichste Pflicht der Gattin und Mutter zu erfüllen. Ich würde daher um vieles die Erinnerung unserer vergangenen Leiden nicht hingeben.

Ich wahrlich auch nicht, sagte Lipkowski, indem er die Hand seiner Gattin zärtlich an seine Brust drückte.

Ewiger! rief Antonia, die Thränen rollten ihre Wangen hinab, Ewiger, der Du das Böse selbst zum Guten verwandelst, gepriesen sei Deine Gnade und Barmherzigkeit! Noch, fügte sie hinzu, versteht Ihr mich nicht, aber Alles sollt Ihr erfahren. —

Alle Einsaßen ihrer Güter hatten sich am folgenden Morgen versammelt. Antonia trat in Pilgerkleidern unter sie, nahm von ihnen und ihren Freunden Abschied. Ihre letzte Baarschaft theilte sie unter die Armen und Kranken aus. Sie ging nun zur Kirche, von den Anwesenden begleitet, betete mit Inbrunst, Alle beteten für sie. Jeder begleitete sie noch eine Strecke Weges, und von Allen folgten die Segenswünsche ihr nach.

Constantia und Agnes, von ihren Männern treulich unterstützt, boten Alles auf, die ihnen übergebenen Unterthanen so glücklich zu

machen, als sie solches ihrer Freundin zugesagt hatten. Der Himmel segnete ihre Bemühungen und die Güter erreichten den größten Wohlstand. So verstrichen drei Jahre; da entschlossen sie sich, das versiegelte Zimmer zu öffnen. Der Schwefeldampf war eben so wenig als die Spuren vom schrecklichen Tode der Meri völlig vergangen. Auf dem Tische lag ein Zettel von Antoniens Hand. „Krakau's frommer Bischof", so lautete er, „wird, wenn Ihr Euch drei Jahre nach meiner Abreise an ihn wendet, Euch meine unglückliche und schreckliche Geschichte mittheilen. Verzeihet mir alles Böse, das ich Euch zufügte, und betet für mich und meine arme Seele." — Sie begaben sich jetzt nach Krakau zu dem frommen Bischofe, dessen Hofkapellan unter dem Siegel der Beichte Antoniens Geschichte so, wie sie hier erzählt ist, niedergeschrieben hatte, und ihnen nun solche mit Erlaubniß seines Bischoffs gemäß Antoniens Auftrag mittheilte. Alle erstaunten, vergaben ihr von Herzen, gedachten ihrer mit Liebe und beteten oft für sie. Anfänglich glaubten sie noch Nachricht von ihr zu erhalten, aber diese blieb völlig aus. Agnes und Constantia, die als Freundinnen lebten,

konnten die unglückliche Antonia nie vergessen. Endlich gab ihnen ein Mönch, der aus Rom kam, die Nachricht, er habe dort im Kloster der Büßenden eine Nonne beerdigen sehen, die dem Gerüchte zufolge aus Polen gebürtig war, sich selbst oft als die größte Sünderin anklagte, ihr Leben unter Bußübungen hinbrachte; die Liebe und Achtung ihrer Klosterschwestern genoß, und in Hoffnung auf die Gnade des Allbarmherzigen sanft und ruhig entschlief. Agnes und Constantia ließen jetzt nach Rom schreiben, die Antwort kam von dort: die Entschlafene war Antonia.

Der Schutzengel.

Eine Legende.

In der Kirche des heiligen Petrus zu Kruschwitz bewundert jeder Kenner der Malerei die Verkündigung Mariens, ein Altarblatt, schon vor sehr langer Zeit von dem Kanonikus Golombinski gemahlt. Dieser hatte sich mit dem rühmlichsten Eifer und dem günstigsten Erfolge zu Krakau auf die Wissenschaften gelegt, war einige Jahre lang Erzieher des jungen Fürsten Koributh, dessen Vater, ein leidenschaftlicher Freund der Malerei, einen nicht gemeinen Künstler, den er auf seinen Reisen in Italien kennen gelernt, mit sich nach Polen gebracht hatte, wo Cavacelli — dieses war der Name des Künstlers — den Zuneigung und Achtung an den Fürsten knüpfte, sich auf den Gütern desselben häuslich niedergelassen, glücklich verheirathet hatte und völlig sorgenfrei seiner Kunst lebte. Dieser sanfte, gefühlvolle Mann und Golombinski hatten so viel Aehnlichkeit in ihren Charakteren, daß wechselseitige

Achtung und Liebe sie bald zur innigsten Freundschaft verband. Golombinski, mit den alten Klassikern vertraut, hatte hierdurch bereits einigen Kunstsinn erworben; diesen erhöhte noch Cavacelli und freute sich bald des talentvollen Schülers, der nun nach ein paar Jahren mit dem jungen Fürsten auf Reisen ging, in Frankreich und Italien größtentheils der Kunst lebte, die berühmten Ueberreste des Alterhums studirte; und er war während seines Aufenthaltes zu Florenz, nicht bloß ein geachteter Schüler, sondern bald ein geliebter Freund des berühmten Baldovinetti. Er legte daher bei seiner Rückkehr so viel herrliche Beweise seines hohen Talents ab, daß der ehrliche Cavacelli voll Entzücken ausrief: der Schüler habe den Meister weit hinter sich zurückgelassen.

Auf Empfehlung des Fürsten erhielt Golombinski die Stelle zu Kruschwitz und lebte in dem einsamen Orte, wo er außer dem Umgange mit seinen Kollegen nichts zur Zerstreuung oder Unterhaltung hatte, beinahe einzig der Kunst. Die weite Aussicht, die ihm der See Goplo und dessen Umgebungen gewährten, fesselte ihn oft einige Stunden lang an das Ufer, wo er verschiedene Landschaften zeichnete, und Al-

les, was er bei seinen geringen Bedürfnissen von seinen Einkünften ersparte, legte er in Gemälden und ähnlichen Kunstwerken an. Seinen Stand hatte er aus Frömmigkeit und Neigung gewählt, erfüllte gern und gewissenhaft alle Pflichten desselben. Oft aber, wenn er am Feste der Verkündigung Mariens Messe las, störte ein Blick auf das erbärmliche Gemälde seine ganze Andacht, und so entstand der Gedanke, alle seine Kunst aufzubieten, um ein neues, des erhabenen Gegenstandes würdiges Altarblatt an die Stelle zu setzen. Dieses wurde sein Lieblingsgedanke, und die Ausführung gelang meisterhaft. Die heilige Jungfrau stand da im höchsten Reize irdischer Schönheit, im sanften Blicke mit jener Demuth, die sich so ganz der Leitung des Allbarmherzigen ergibt; und doch mangelte dem Ganzen weder jene Hoheit noch Würde, die der Ersten ihres Geschlechts so vorzüglich gebührt. Selbst der bescheidene Künstler betrachtete wohlgefällig sein Werk, nur mit dem Engel konnte er nicht einig werden. Das leichte, geistige Schweben, die majestätische Haltung des Körpers, der Faltenwurf des Gewandes schienen dem Künstler des Gegenstandes würdig; allein

in den Zügen Gabriels Hoheit und Milde, das Bewußtseyn des erhabenen Auftrages, Freude und Theilnahme über das bevorstehende Glück des Menschengeschlechts, Bewunderung der erhabenen Sterblichen, zu der ihn die himmlische Botschaft führte — alles dieses in den Zügen des Erzengels auszudrücken, schien dem Künstler seine Kräfte zu übersteigen, der, mit sich unzufrieden, oft wehmüthig auf die unvollendete Arbeit blickte.

Vor ihr stand er am Abende eines schönen Sommertages, hatte eben die weiße Lilie in der Hand des Engels, nach der Natur gezeichnet und vollendet, blickte wieder auf den Kopf des Erzengels und rief: Du weißt es ja! Ewiger! mich treibt kein Künstlerstolz. Dir allein sei die Ehre! und wenn Ihr heiligen Engel, wie ich gläubig hoffe, die armen Sterblichen umschwebt und es noch Eure Freude erhöhet, erhabene Gedanken der menschlichen Seele einzuhauchen, fromme, himmlische Gefühle in unserm Busen zu wecken, und hierdurch selbst den schmalen Pfad zum ewigen Glücke zu ebenen, so schenket auch mir jene Kraft, die mir gebricht; denn es ist ja bloß auch mein Wunsch, die Empfindungen und Ge-

fühle der Frömmigkeit und Andacht zu wecken und zu erhöhen. — Er fühlte ein gewisses Vertrauen, eine beruhigende Hoffnung in seiner Seele erwachen und empfahl sich noch in seinem Abendgebet Gott und den Heiligen. Sanft war sein Schlaf. Da träumte ihm, er stehe vor der Leinwand, plötzlich trete ein Engel an seine Seite. Mit Entzücken blickte er auf die himmlische Gestalt und wollte sich vor ihr niederwerfen. Sei getrost! sagte der Engel mit einem Tone, der aber seine ganze Seele durchdrang; Dein frommes Gebet hat Erhörung gefunden. Er nahm den Pinsel aus der Hand des Künstlers, machte einige wenige Striche und so hatte der Engel sein eigenes Gemälde vollendet. Der Schlafende hob die Hände gen Himmel und erwachte von dieser Bewegung. Es lief beinahe allgemein das Gerücht umher, der Künstler habe, als er vor sein Gemälde trat, solches vollendet gefunden; allein der fromme Mann, dessen Worte Zutrauen verdienen, versicherte selbst seinen vertrautesten Freunden: er habe in dem Augenblick des Erwachens sich dankbar für den begeisternden Traum auf die Knie geworfen, alsdann an die Arbeit gemacht, und das herrliche

Bild, welches ihm aus dem Traume vorschwebte, wäre nun das Original des schönen Engelkopfs geworden.

Wenig Tage darauf erhielt er ein Schreiben seiner Schwester, ihr Mann war gestorben, und sie mit Rosalie, ihrer sechsjährigen Tochter, in einer dürftigen Lage zurück geblieben. Der gute Bruder lud jetzt die arme Schwester nebst ihrem Kinde zu sich ein, um mit ihr, was er besäße, zu theilen. Sie wurde bei ihrer Ankunft herzlich empfangen, und die seltene Schönheit und Sanftmuth der kleinen Rosalie machte diese bald zum Liebling ihres Oheims. Er wurde ihr Lehrer, suchte ihr Herz für alles Schöne und Edle zu bilden, machte sie mit Tonkunst und Malerei bekannt und fühlte die innigste Freude, so oft sich ein lieblicher Keim in der Seele des guten Kindes zur schönen Blüte entfaltete. So erwuchs sie bis in ihr siebzehntes Jahr zur edeln, holdseligen Jungfrau, und jede seiner Empfindungen, jeden seiner Begriffe, hierunter auch den von beständiger Umgebung schützender Engel, hatte der gute Mann in die Seele des frommen Mädchens übergetragen, und oft, wenn er in der Kirche einen Blick auf das ihm so liebe Al-

tarblatt warf, betete er mit frommer Rührung: Heiliger Engel, der Du mir Unwürdigen im Traume erschienst, sei auch der Schutzgeist der guten Rosalie und führe sie auf dem Wege der Fömmigkeit und Tugend zu ihrem ewigen Glück.

Jetzt erkrankte der jederzeit schwächliche Mann; allmählich schwanden seine Kräfte. Er saß im Gärtchen an Rosaliens Seite, als ihn eine Ohnmacht überfiel. Da er bei dem Erwachen Rosaliens Thränen und Leichenblässe erblickte, sagte er mit freundlicher Stimme: die Vorsehung unterschrieb ja für einen Jeden schon in der Geburtsstunde das Todesurtheil, und ließ bloß die Zeit der Ausführung unbestimmt; auch ich bin ja nicht erschaffen, um einzig auf dieser Erde zu leben, dort oben, dort ist mein ewiger Aufenthalt, und von guten Engeln dorthin geleitet, leben wir dereinst im seligsten Verein. — Er kam seitdem nicht mehr aus dem Krankenbette, sondern rückte mit jedem Tage der Auflösung näher; aber des Himmels Vorgefühl lag in der Seele des sanften, frommen Mannes, und jene Ruhe, womit er selbst sein sehr nahes Ende verkündigte, und an die Freuden der Ewigkeit dachte, wur-

de auch für die Seinigen tröstlich. Er war ein Freund von Blumen, und auf dem kleinen Tische, der an seinem Bette stand, unterließ Rosalie nicht, an jedem Morgen in einem hetrurischen Gefäße, welches er aus Italien mitgebracht hatte, einige frische Blumen zu ordnen. Der Kranke hatte die Hände gefaltet, er schien zu beten; aber sein wohlgefälliger Blick ruhte auf ihr. Er winkte, sie trat näher, warf sich vor dem Bette auf die Knie und küßte die Hand des Oheims, die er nun segnend auf ihr Haupt legte. Ich habe ihn wieder erblickt, sagte er mit fröhlicher Miene und himmlischem Lächeln; er versprach mich bald, noch heute in die Wohnungen des ewigen Lichts einzuführen. Da wagte ich es ihn anzuflehn, auch Dein Schutzengel zu seyn; liebreich neigte er die Lilie, die er in seiner Hand hielt. Bleibe der Tugend und Unschuld getreu, Du bist nicht verlassen. Sei getrost! — Der Kranke sank nun ermattet in einen Schlummer, noch ein paar Mal erwachte er, warf einen freundlichen Blick auf Rosalien und ihre Muter; aber das matte Auge fiel immer wieder zu. Gegen Abend seufzte er drei Mal tief und war eingegangen zu seines

Herren Freude. Am Fuße des Altars, auf welchem das von ihm verfertigte Gemälde stand, erhielt er seine Ruhestätte.

Rosalie und ihre Mutter Margaretha gingen gemäß dem Rathe des Verstorbenen nach Warschau, um, da er ihnen außer seinen Gemälden und Kunstsachen nur äußerst wenig hinterlassen hatte, diese wo möglich an einen Kenner zu verkaufen und hierdurch einigermaßen ihre Zukunft zu sichern. Sie mietheten ein ansehnliches Zimmer zur Ausstellung ihrer Gemälde. Rosalie zeigte sie in Gegenwart der Mutter Jedem, der sich zum Käufer anbot, und setzte, da sie dieses aus dem Munde des Verstorbenen wußte, das Eigenthümliche und die Vorzüge jedes Gemäldes bescheiden und mit wenig Worten auseinander. Bald verbreitete sich hierdurch der Ruf von Rosaliens Schönheit; viele kamen jetzt die Gemälde, eigentlich aber nur die schöne Besitzerin dieser Gemälde zu sehen. Um sie aber nicht muthlos zu machen und Gelegenheit zu erneuerten Besuchen zu erhalten, wurden ihr einige dieser Gemälde für einen beträchtlichen Preis abgekauft; dennoch aber wurden bald alle Käufer abgewiesen. Der Grund davon war eine plötz-

liche Krankheit Margarethens, die mit jedem Tage stieg.

Niemand aber war ungeduldiger, die schöne Rosalie wieder zu sehen, als Graf Xaver Radomsky ein reicher Wollüstling, der eben von seinen Reisen zurückgekehrt war. Er hielt Genuß und Befriedigung seiner Wünsche für Glück und den Zweck seines Daseyns, zugleich aber auch jedes Mittel zur Erreichung seiner Wünsche für erlaubt. Unterstützt von einem gefälligen Aeußern und seltener Gewandheit, freigebig dabei bis zur Verschwendung, hatte er größtentheils seine Zwecke erreicht, die er mit eben so viel Hartnäckigkeit als Schlauheit zu verfolgen gewohnt war. Er hatte sich jetzt Rosalien zum Opfer seiner Lüste erkohren, und Frau Mechthildis, die Besitzerin des Hauses, die in ihrer Jugend in übelm Rufe, jetzt aber in dem einer Betschwester stand, hatte, nicht unempfindlich gegen sein Gold, ihm jeden möglichen Beistand zugesagt. Margarethe aber und Rosalie, die, unbekannt mit der Welt, den Schein für Wahrheit nahmen, schenkten der feilen Alten ihr Zutrauen in so hohem Grade, daß selbst die sterbende Margaretha ihre Tochter der Obhut derselben empfahl und auf Rosa-

liens Aeußerung, in ein Kloster zu gehen, nicht voreilig zu handeln, sondern dem Rathe ihrer erfahrnen und frommen Freundin zu folgen gebot. Margaretha starb und Religion war der Trost der guten Rosalie. Sie hatte bei den Messen, welche sie für die Seele der Verstorbenen lesen ließ, einen jungen Mann bemerkt, der mit Eifer und Rührung betete und ihr bekannt zu seyn schien. Auch erinnerte sie sich bald, daß er die Gemälde häufig besehen und ein paar derselben gekauft hatte. Täglich wenn sie zur Frühmette in die Kirche der Franziskaner ging, bemerkte sie den betenden Jüngling, und sah auch nicht selten, wie er bei dem Hinausgehen aus der Kirche häufig Almosen spendete.

Es fanden sich jetzt auch wieder einige Liebhaber zu den Gemälden, die Rosalie, in Trauer gekleidet, nur in Gegenwart der Mechthildis zeigte. Einst forderten zwei prächtig gekleidete Herren die Vorzeigung der Gemälde, lachten über Alles, was ihnen Rosalie davon sagte, tadelten jedes Gemälde, nannten alle eine Sudelei, und gingen endlich so weit, Rosalien einen Kuß rauben zu wollen, so sehr ihnen auch Frau Mechthildis ihr ungebührliches

Verfahren vorzuhalten wußte. Plötzlich öffnete sich die Thür, der Bekannte aus der Franziskaner Kirche trat hinein, steuerte den Andern, die ihm nun schnöde Worte gaben; er griff an seinen Säbel, erklärte, daß er ihn gegen Jeden, der Unschuld und Tugend nicht achte, zu ziehen bereit wäre. Mechthildis und auf ihren Antrieb auch Rosalie vermittelten Frieden. Der neue Freund wandte sich jetzt zu den Gemälden; er pries, was die Andern getadelt hatten. Diese machten Einwürfe, die er mit Einsicht widerlegte, ein paar Gemälde kaufte, und die geforderte Summe bezahlte. Es läßt sich leicht erachten, welchen vortheilhaften Eindruck dieses auf Rosalien machte, und die Lobsprüche, die Mechthildis dem muthigen, edeln und schönen jungen Mann ertheilte, kamen noch hinzu. Rosalie erzählte, was sie von seiner Frömmigkeit wußte; allein sein Stand und sein Name waren ihr völlig unbekannt.

Ehrfurchtsvoll grüßte er am folgenden Morgen Rosalien, als sie aus der Kirche ging. Zu dem stummen Gruße kamen bald noch ein paar Worte, und die Bekanntschaft war angeknüpft. In der folgenden Nacht hörte Rosa-

lie ihrer Wohnung gegenüber eine herrliche Musik; sie war nicht rauschend, sondern ein paar Flöten zeichneten sich vorzüglich durch sanfte, klagende Töne aus. Sie hörte am folgenden Morgen wieder eine Flöte, trat an das Fenster und erhielt den Gruß des Unbekannten, der im gegenüberstehenden Hause auf der Flöte blies. Sie machte dieses ihrer Wirthin bekannt, die Nachricht einzuziehen versprach, und ihr nach wenig Stunden mittheilte, daß Herr von Milewicz, ein junger wohlhabender Edelmann aus Litthauen, einige Zimmer gegenüber gemiethet habe. Rosalie schlug erröthend das Auge nieder.

Töchterchen, sagte Mechthildis lächelnd, wenn der schöne, fromme und edle junge Mann Dich liebte, mit Freuden würde ich Dich zum Altar begleiten.

Rosalie schwieg, sie wagte kaum ihrem Herzen zu gestehen, daß dieser Wunsch ihr gar nicht entgegen wäre, und bald wurde Milewicz durch Mechthildis bei ihr eingeführt. Daß er sie liebe, unaufhörlich ihrer Gegenliebe würdig zu seyn trachten und ohne ihren Besitz nie glücklich seyn würde — mit Rührung legte der feine, gebildete Mann dieses Geständniß ab,

Oft, fügte er hinzu, habe er zu Gott und den Heiligen gefleht, ihn zu leiten; dieses Gebet habe bei ihm den festen Entschluß erzeugt, sich um ihre Hand zu bewerben. Mechthildis wurde seine Fürsprecherin, Rosalie glaubte selbst, den Wink des Himmels zu erkennen, und die einzige Bedenklichkeit wegen seiner Verwandten wurde widerlegt, da Milewicz erklärte, daß seine Mutter, die in wenig Wochen hier eintreffen und Zeuge ihrer Vermählung seyn werde, ihm oft erklärt habe, ihn nie bei der Wahl einer Gattin fesseln oder auch nur beschränken zu wollen.

Jetzt reichte ihm Rosalie die Hand, er steckte einen köstlichen Ring an ihren Finger und behandelte sie von diesem Augenblick an als seine verlobte Braut, mit der höchsten Achtung. Täglich entwickelte er neue Vorzüge und so herrliche Grundsätze, daß Rosalie bald mit ganzer Seele an ihm hing und ihm manche kleine Gunstbezeigung gestattete. So vergingen ein paar Wochen, worin Zuneigung und Vertrauen stiegen. Morgen, sagte Milewicz, ist mein Geburtstag, und er bat sich die Erlaubniß aus, in Rosaliens Zimmer ein kleines Mahl zu veranstalten, woran außer ihr

und Mechthildis Niemand Theil nehmen sollte. Freundlich wurde dieses gewährt. Schon vor der Mahlzeit stellte sich Milewicz ein. Ich muß mich, sagte er, aus meinem Hause fortschleichen, und habe eine kleine Reise vorgeschützt; denn jene musikalische Unterhaltung, die ich und einige Freunde uns zuweilen gewähren, trifft gerade heute auf mich. Um mich keiner Unhöflichkeit schuldig zu machen, habe ich Alles zur Aufnahme in meiner Wohnung besorgt, mich selbst entschuldigt, und wir können hier nun unbemerkt die Zuhörer seyn. Die Speisen waren vortrefflich. Rosalie ließ sich bestimmen, ein Glas des feurigsten Tokayers auf das Wohl ihres Geliebten, ein zweites auf das Wohl seiner Mutter und dann ein drittes auf das Glück der künftigen Ehe zu trinken. Das Roth ihrer Wange war erhöht; jetzt schützte Mechthildis einen Kopfschmerz vor und entfernte sich. Die beiden Liebenden waren allein, und plötzlich begann nun die Musik in dem Hause gegenüber; das schmelzende zärtliche Adagio ging allmählich zum feurigsten Ausdruck der Leidenschaft über. Rosalie von so mannigfachen Gefühlen berauscht, vergaß sich selbst; von den Armen ihres Geliebten

umschlungen bot sie, nicht mehr sich sträubend, ihre Lippen zum feurigsten Kusse und begann ihn bereits zu erwiedern. Da weckte sch ell ein Getöse ihre Besinnung. Das Bil des ehrwürdigen Golombinski, von ihm selbst gemalt, welches hinter ihrem Rücken hing, stürzte von der Wand, und wie von einer unsichtbaren Hand getrieben fiel es vor ihr nieder. Rosalie that einen lauten Schrei, eiskalt überlief es sie bei dem Gedanken, daß der Verstorbene ermahnend, selbst drohend auf sie blicke. Vergeblich deutete Milewicz dieses als Zufall, suchte sie wieder in ihre vorige Stimmung zu setzen, spottete selbst ihrer Furcht. Thränen stürzten aus Rosaliens Auge. Seliger Geist! rief sie aus, ich will mich Deines Schutzes nicht unwürdig machen.

Da ging die Thür auf. Ein bleiches, einfach gekleidetes Mädchen, dessen Züge aber noch immer Spuren von großer Schönheit zeigten, schwankte auf Rosalien zu. Unglückliche! sagte sie, ich bin verloren, aber Dich will ich retten; daher habe ich mich in dieses Haus geschlichen, o daß mich doch Gott und die Heiligen nicht zu spät gesandt hätten! — Es ist eine Wahnsinnige, rief Milewicz und wollte

sie aus dem Zimmer schieben. Dieses hinderte Rosalie.

Wohl wäre ich wahnsinnig, rief Vincentia, wenn nicht Gott, um mir noch Zeit zur Buße zu gewähren, mir nach einem langen Krankenlager Genesung geschenkt hätte. Graf, auch Sie erwartet jenseits des Grabes ein strenger Richter und eine Ewigkeit.

Graf? fragte Rosalie.

Hat er Sie auch unter fremdem Namen getäuscht? fiel Vincentia ein. Es ist ja der berüchtigte Graf Xaver Radomski, dessen Namen schon die Hölle als Verbrüderten nennt.

Wütend fuhr Xaver auf sie los, Rosalie schob sie aber in das Nebenzimmer, folgte ihr schnell nach und verriegelte die Thür. Auf Xavers Bitten, nicht auf das Geschwätz der Wahnsinnigen zu achten, erfolgte keine Antwort. Wütend verließ er das Haus, und jetzt erfuhr Rosalie, wie nahe sie bereits am Rande des Verderbens gewesen wäre.

Die eitle Mutter der Vincentia war von dem Grafen, der sich für einen wohlhabenden Edelmann ausgab, durch Geschenke und das Versprechen gewonnen worden, sich

mit ihrer Tochter, sobald ein Proceß entschieden wäre, zu verheirathen. So erhielt er Zutritt im Hause; erwarb sich die Liebe der Tochter; entdeckte sich dieser, daß er bloß um der bedenklichen Mutter willen seinen Stand verschwiegen hätte, schwur ihr ewige Treue, erlauschte einen schwachen Augenblick und verließ sie. Nach einer langen Geisteszerrüttung, der Folge des Grams und der Reue, genas Vincentia; bemerkte zufällig den Grafen in der Kirche, bei dem Hinausgehen seine Bekanntschaft mit Rosalien und der Gedanke, sie zu warnen, wurde auf die angezeigte Weise ausgeführt. Rosalie dankte Gott. Da sie aber wohl einsah, jetzt nicht mehr im Hause der Mechthildis bleiben zu können; so übergab sie ihre noch vorräthigen Gemälde einem Kaufmanne, und ging, da sie von den verkauften noch einiges Geld besaß, in das Kloster der Benediktinernonnen, um dort als Kostgängerin die Aufnahme zu suchen. Die Aebtissin erkundigte sich sorgfältig nach allen ihren Umständen, bestellte sie nach drei Tagen wieder, und da Rosalie nun den Bescheid erhielt, daß sie nicht aufgenommen werden könnte, ihre Bitten mit Thränen erneuerte, so sagte ihr die

Aebtissin, daß sie ihren Entschluß, zur Tugend zurückzukehren, mit Theilnahme betrachtete.

Ich wurde, antwortete Rosalie, ihr noch nicht ungetreu.

Gott sieht die Herzen, erwiederte die Aebtissin, aber der allgemeine Ruf erklärt Sie für eine von den vielen Geliebten des Grafen Radomski.

Freimüthig, wenn gleich nicht ohne Rührung, erzählte jetzt Rosalie ihre Geschichte. Die Aebtissin äußerte jetzt theilnehmend, daß sie ihr den Rath ertheilen müsse, Warschau bald möglichst zu verlassen und sie einer alten Dame empfehlen wolle, die wenig Meilen entfernt auf dem Lande wohne und sie gewiß für ein mäßiges Kostgeld aufnehmen werde. Rosalie nahm den Vorschlag an und reiste schon nach zwei Tagen in einem gemietheten Fuhrwerke nach dem Orte ihrer Bestimmung.

Plötzlich wurde sie in einem Walde von Räubern angefallen und in das Dickicht fortgeschleppt. Dort äußerten die Räuber, sie ihrem Hauptmanne zuführen zu wollen; Rosalie aber rechnete auf den Beistand Gottes und der Heiligen, und verzagte daher nicht. Sobald die Nacht einbrach, wurde sie in einen verdeck-

ten Wagen geworfen, und auf abgelegenen Straßen ging die Reise weiter. Rosalie merkte aus der Länge derselben: daß sie einen beträchtlichen Weg zurückgelegt haben müsse. Sie wünschte Befreiung, und als sie daher in einem Walde ganz in ihrer Nähe Jagdhörner tönen hörte, rief sie um Hülfe. Die Jäger stürzten herbei, es fielen Schüsse, sie hörte das Geklirre der Säbel. Es ward stille; da sagte eine ihr bekannte Stimme: jetzt wollen wir doch sehen, wen wir gerettet haben. Er trat näher an den Wagen, es war Radomski. Rosalie erschrack, und doch überzeugte sie sein Anblick, daß er ihr noch nicht ganz gleichgültig war. Die Räuber waren entflohen. Radomski segnete den Zufall, der ihm die Gelegenheit verschafft habe, Rosalien aus den Händen so verworfener Menschen zu befreien; fragte wohin sie zu reisen gedächte, versicherte, als sie ihm den Ort genannt hatte, daß sie mehr als dreißig Meilen davon entfernt wäre, und befahl, daß einer seiner Leute sich auf den Wagen setzen und sie auf sein benachbartes Schloß bringen sollte.

Rosalie fühlte ganz in seinen Händen zu seyn, erinnerte sich, wie er auch in Warschau

unerwartet als ihr Beschützer erschien; und der Gedanke, daß er ihre Abreise von Mechthildis erfahren, sie entführen lassen, jetzt als ihr Retter auftrete, um sie aufs Neue durch Dankbarkeit zu fesseln — dieser Gedanke wurde ihr immer wahrscheinlicher, und so gelangte sie auf das Schloß. Ihr wurden Zimmer angewiesen, die eine Aussicht nach dem herrlichen Garten hatten, den aber eine hohe Mauer umgab, und eine ältliche Frau, unermüdlich im Lobe des Grafen, wich nicht von ihrer Seite. Der Graf ließ sich bloß nach ihrem Wohlbefinden erkundigen, und diese anscheinende Schonung gab ihr die Ueberzeugung, neuen Versuchungen ausgesetzt zu seyn; um so mehr, da ihre Wächterin am Abende das Zimmer verschloß und den Schlüssel unter ihr Kopfkissen legte.

Rosaliens Blut wallte zu heftig, sie konnte nicht schlafen, öffnete mit Tagesanbruch das Fenster, und staunte nicht wenig; denn sie sah über der Mauer des Gartens den ihr wohl bekannten, mit Wald umkränzten Goplo, und entdeckte deutlich bei dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne den Thurm der Kirche des heiligen Petrus und die Mauern des Schlosses zu Kruschwitz. Dort, sagte sie zu sich selbst,

verlebte ich die schönsten Tage meiner Jugend, dort wohnt Kanonikus Gawinski, der Freund meines verstorbenen Oheims; sicher würde er mich aufnehmen und schützen. Sie blickte zum Fenster hinaus, es war nicht besonders hoch, die Erde unter demselben frisch aufgegraben. Ein kühner Sprung wurde gewagt, er gelang, und vertrauensvoll hoffte sie, Gott werde ihr auch den Weg zeigen, aus dem Garten zu entkommen. Sie entdeckte am äußersten Ende desselben eine, leider aber verschlossene Pforte. Angstvoll stand sie neben derselben; da hörte sie einige Stimmen und eilte sich hinter eine Hecke zu verbergen. Die Pforte wurde geöffnet, einige Arbeiter traten hinein, unter diesen auch einer der Räuber, und der Argwohn, vom Grafen entführt zu seyn, ward hierdurch Gewißheit. Erinnert mich, sagte der Gärtner, daß ich, sobald die übrigen Arbeiter im Garten sind, die Pforte verschließe, der Herr hat mir gestern auf das strengste geboten, den Garten verschlossen zu halten. Wohl um des eingefangenen Vögelchens willen, sagte einer der Arbeiter. Sie gingen tiefer in den Garten, indeß Rosalie durch die Pforte entschlüpfte. Da rauschte der Goplo zu ihren Füßen und

ganz nahe bei ihr stand ein kleiner Kahn, in welchem ein Ruder lag. Sie sprang hinein, ergriff das Ruder und hoffte die andere Seite des Sees zu erreichen; aber ihre Kräfte unterlagen bei der ungewohnten Arbeit.

Sie erblickte nun plötzlich zwei Männer, die in einem andern Kahn ihr lebhaft nachruderten. Sie strengte aufs Neue ihre Kräfte an, denn sie bemerkte auch einige Fischer, die von der andern Seite ihr näher kamen. Schon konnte sie ihnen zurufen: ich bin Rosalie, die Pflegetochter Golombinskis; rettet mich! als ihre Verfolger sie ereilten und zu sich in den Kahn ziehen wollten. Aber zugleich näherten sich auch die Fischer, Rosalie vertheidigte sich so sehr als es ihre Kräfte gestatteten, verlor hierbei das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt kam die Reihe der Flucht an ihre Verfolger; indeß einer der Fischer, ein trefflicher Taucher, sich in den See stürzte, Rosalien erhaschte und sie, doch ohne ein Zeichen des Lebens, in den Kahn zu seinen Gefährten brachte. Sie ruderten an das Ufer zurück, durch ihre Bemühungen kam Rosalie wieder in das Leben, und fand bei dem guten, frommen Gawinski die gehoffte Aufnahme.

Allein seine Mutter, eine sparsame Alte, stand dem Hauswesen vor und Rosalie, die nichts als ein durchnäßtes Kleid mitgebracht hatte, bemerkte es bald, ihr nicht willkommen zu seyn.

In ein Kloster zu gehen war jetzt ihr eifrigster Wunsch, und indeß Gawinski Alles zur Gewährung desselben aufbot, war auch der Graf nicht müßig, der, weil das entfernteste seiner Güter in dieser Gegend lag, hier Rosalien am sichersten aufzubewahren gedachte und auf die Nähe von Kruschwitz, welches aber der große See von seinem Gute trennte, keine Rücksicht genommen und daher auch eine solche Wendung nicht erwartet hatte. Jetzt hatten gerade die fehlgeschlagenen Erwartungen und die neuen Hindernisse seine Leidenschaft erhöht; er suchte sich wieder Rosalien zu nähern und fand gefällige Menschen, welche ihr seine gränzenlose Liebe, seine Reue schilderten. Sie aber ging diesen Gesprächen aus dem Wege. Ich bete für seine Bekehrung, war Alles, was sie antwortete; und die zärtlichsten Briefe, welche der Graf schrieb, schickte sie unerbrochen zurück. Als aber nun das Kirchweihfest einfiel, sie nur einige ärmliche, von ehemaligen Bekannten zum Geschenke empfangene Kleidungs-

stücke hatte; da erwachte auch ihre Weiblichkeit, und sie konnte sich einer wehmüthigen Empfindung nicht enthalten. Plötzlich rollte ein herrlicher Wagen mit sechs Pferden bespannt, vor die Thür, der Graf sprang heraus; Rosalie eilte in ihr Zimmer, verriegelte sich und bat Gott um Beistand. Ein anderer Wagen brachte Rosaliens sämmtliche bei dem Grafen zurückgelassene Sachen, und er hatte gegen Gawinski erklärt, daß solche bloß bei ihm so lange aufbehalten wären, weil Rosalie seine Briefe, worin auch die Bitte enthalten gewesen, über alles, was er den Räubern abgenommen, zu verfügen, unbeantwortet gelassen hätte. Von ihr sprach er mit hoher Achtung und Zärtlichkeit, bereuete das Vergangene, bot ihr sein Herz und seine Hand an und hatte den Kanonikus beschworen, sein Fürsprecher zu seyn.

Wie, sagte Rosalie nicht ohne Rührung, könnte ich Liebe und Achtung für ihn hegen, wie dem Herzen und den Gesinnungen eines Mannes trauen, den ich bereits von einer so nachtheiligen Seite kennen lernte!

Gott verwirft den Reuigen nicht, antwortete Gawinski, und ein edles Weib hat oft den leichtsinnigen und leidenschaftlichen

Gatten gebessert, und daher, theuerste Freundin, so wenig ich Sie bestimmen will, überlegen Sie wenigstens den Antrag. Der Graf wird übermorgen selbst anfragen, ob Sie ihm noch einige Hoffnung gestatten, und welche Beweise von Reue und Besserung Sie von ihm fordern wollen.

Schweigend erröthete Rosalie, sie fühlte, daß der Mann, für den ihr Herz einst so innig schlug, ihr noch nicht gleichgültig war; aber zugleich trat auch das Bild der unglücklichen Vincentia vor ihre Seele. Die Mutter des Kanonikus ließ indeß Rosaliens Sachen in das Zimmer bringen, trieb sie neugierig den Kasten zu öffnen, bewunderte die herrlichen Kleidungsstücke und ein paar Rollen Dukaten, die Rosalie für die verkauften Gemälde gesammelt hatte, wurde ganz entzückt, als ihr diese einige kleine Geschenke machte. Und was wird, sagte sie, noch in diesem Schächtelchen seyn, welches mir der Diener des Grafen ganz besonders empfahl?

Dieses gehört nicht mir, sagte Rosalie.

So öffne es wenigstens, rief die neugierige Alte.

Es war jener Ring, den er zu Warschau an Rosaliens Finger gesteckt hatte, und den ihm diese nachher zurückgesandt hatte. Auf einem offenen Zettel standen dabei die Worte: Durch Dich, Rosalie, lernte ich erst wahre Liebe kennen; verstoße mich daher nicht, sondern werde mein guter Engel, und führe mich zur Tugend und zum Glück. Allmächtiger! sagte Rosalie und blickte gen Himmel; sie hörte nicht auf die schwatzhafte Alte, denn ihr Herz wurde von mannigfachen Gefühlen bestürmt. Gawinski, dessen Rath sie forderte, zuckte bedenklich die Schulter. Gott und die Heiligen, sagte er, mögen Sie zum wahren Glücke leiten, Ihr eigenes Herz muß hier entscheiden.

So verging der Tag. Am folgenden Tage, so wenig eitel Rosalie auch war, that es ihr doch wohl, in einer anständigen Kleidung zur Messe gehen zu können. Mit hoher Andacht im Busen lag sie auf den Knien und betete. Jetzt erschien der Graf in höchster Pracht von seinen Dienern umgeben, und ein Blick voll Wehmuth und Liebe, den er auf Rosalien warf, verfehlte nicht alle Wirkung. Die Erinnerung jener frühern Gefühle, jener schönen Hoffnungen erwachte in ihrer Seele. Ihre

Andacht war gestört; sie machte sich Vorwürfe, aber umsonst, sie blieb zerstreut, konnte nicht beten, beschloß, ihr Anliegen Gott und den Heiligen in einer ruhigern Stunde vorzutragen, und kam nun äußerst bewegt aus der Kirche zurück.

Auf ihre Gesundheit hatte dieses Alles wichtigen Einfluß gehabt, sie kränkelte schon seit einiger Zeit, aber, um nicht zu belästigen, litt sie manchen Schmerz ohne Murren und Klagen. Dieses war auch jetzt der Fall, denn die Begebenheiten des heutigen Tages hatten sie heftig angegriffen. Gebet schaffte ihr Trost und Linderung, daher eilte sie gegen Abend in die Kirche und betete mit glühender Andacht vor jenem Altare der Verkündigung Mariens und kniete jetzt lange auf derselben Stelle, auf welcher sie vormals als Kind oft die Hände betend gen Himmel gehoben hatte. Ihr langes Ausbleiben fing an Besorgnisse zu erzeugen, da kehrte sie in einer heftigen Gemüthsbewegung zurück, die gleich der erste Anblick verrieth. Sie begegnete der alten Gawinska, und rief, indem sie solche lebhaft umarmte: Gute Mutter, Gott hat mit unaussprechlicher Gnade und Barmherzigkeit auf mich herabgeblickt; ich werde Ruhe und Zufriedenheit wie-

derfinden. Diese erbat ich mir, allein es war düster in meiner Seele; da flehte ich zu Gott mir wenigstens die Kraft zum Beten, des Herzens Ruhe oder ein stilles Grab zu verleihen, blickte nun zu dem Altar empor, und, es ist nicht Täuschung, nein! Gottes Barmherzigkeit wird mir den Weg des Glückes zeigen; denn der Engel — ich wiederhole, es war nicht Täuschung — er neigte die Lilie gegen mich.

Der Kanonikus Gawinski behandelte sie mit Schonung, denn er wußte, wie mannigfache Gefühle in ihrer Seele aufgeregt waren, und ermahnte sie, sich zu beruhigen. Sie aber warf sich noch am Abende auf die Knie, und betete mit Inbrunst. O, sagte die Mutter des Kanonikus, wer so zu beten vermag, der muß auch Erhörung finden. Diese wünschte jetzt jede kleine Härte, deren sie sich sonst gegen Rosalien schuldig gemacht hatte, zu vergüten, und schlich sich daher auch am folgenden Morgen, um ihren Schlaf nicht zu stören, leise aus dem Zimmer. Häusliche Geschäfte fesselten sie, bis endlich der Kanonikus nach Rosalien fragte. Ich will sie wecken, sagte die Alte und trat an ihr Bett. Mit gefaltenen Händen, mit jenem sanften Lächeln, das immer den

schönen Mund umschwebte, aber mit bleicher Wange — so lag sie da. Zitternd griff die Alte nach Rosaliens Hand, sie war starrend kalt. Die reine Seele hatte bereits die irdische Hülle verlassen und war zum bessern Leben hinüber geschlummert. Auf das Geschrei der Alten stürzte Jeder aus dem Hause herbei; Jammer und Thränen waren allgemein.

In diesem Augenblick trat der Graf in das Haus. Er, bei dem Ungeduld ein Sehnen nach der Entscheidung seiner Wünsche erzeugte, sah die Verwirrung, seine Fragen blieben unbeantwortet. Ihn überfiel eine Todesangst: so folgte er dem Jammer und trat vor Rosaliens Leiche. Schrecken und Verzweiflung stürmten jetzt auf ihn los, vergeblich rang er die Hände, vergeblich bat er Gott um Erbarmung. Der herbeigerufene Arzt versicherte, hier könne menschliche Hülfe nicht mehr wirken. Alle Trostgründe der Religion bot jetzt Gawinski, zur Beruhigung des verzweifelnden Grafen auf. O! rief dieser, Tausende von Messen will ich lesen lassen, eine ewige Messe will ich für das Heil ihrer Seele stiften.

Sie bedarf, sagte Gawinski, unseres Gebets nicht. Seliger Geist, güte Rosalie, reine, schuldlose Seele, bete Du für uns!

Was soll ich denn thun? rief der Graf, indem er Augen und Hände gen Himmel hob.

Verbessern Sie, antwortete Gawinski, alles Böse, das Sie verübten, soweit als es noch in Ihren Kräften steht; handeln Sie, so wie es Ihnen Religion, Tugend und Pflicht gebieten; der selige Geist unserer Rosalie wird alsdann segnend auf Sie herabblicken, und der Gedanke, ihrer nicht unwürdig, dereinst in den Wohnungen des ewigen Friedens mit ihr vereint zu seyn, wird Ihnen Muth und Kraft zum Handeln und Dulden verleihen.

Radomski folgte dem Rathe. Die tobende Heftigkeit seines Schmerzes nahm ab; aber die Ruhe kehrte nie wieder in seine Seele zurück. Unzufrieden mit sich selbst, voll Abscheu gegen eine Welt, die ihm keine Freuden mehr darbot, und doch voll Furcht vor dem Tode und dem Richter jenseit des Grabes, verlebte er einige Jahre. Viel gab er den Armen, verschenkte seine Güter an Klöster und milde Stiftungen, trat zuletzt selbst in den Karthäuser Orden, wo er nach einigen Monaten nicht oh-

ne Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit starb. Ehe er in das Kloster ging, betete er oft, selbst mit Thränen, auf dem Grabe Rosaliens, welches er mit einem Marmor bedecken ließ, worauf ihr Name, Geburts- und Sterbetag und unter diesen die von Gawinski gemachte Grabschrift eingehauen war:

Viel litt Rosalie hier auf diesem Ball voll Mängel,
Doch blieb ihr frommes Herz dem Himmel nur verwandt.
Drum war ihr Tod der Ruf von einem Friedensengel,
Sanft wie der Druck von Freundes Hand.

X I.85
V.85
V.89

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baczko, Ludwig <<von>>,

Legenden, Volkssagen ... etc

Halle 1815

P.o.germ. 70

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104986-2